TBIBLIOTHEK * AUGSBURG

Bibliothek

des

Frohsinns,

oder

10,000

Anekdoten, Witz- und Wortspiele, Travestieen und Parodieen, Epigramme, Räthsel, humoristische Aufsätze und Curiosa aller Art,

in Prosa und Versen,

redigirt von

Prof. Dr. J. M. Braun.

Mit Königl. Würt. Privilegium.

Ite Section.

Viertes Bändchen.

Stuttgart 1838.
Franz Heinrich Köhler.

r o J ;
£ o λ ½ £ o

Anekdoten

von

Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen.

Viertes Bändchen.

Stuttgart 1838.
Franz Heinrich Köhler.

STADTBIBLIOTHEK
* AUG

Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz,

geboren am 22. Decbr. 1617.

1.

Nach dem Frieden zu Nimwegen 1667 herrschte wieder Ruhe und Frieden in der Pfalz, und der Pfalzgraf Karl Ludwig konnte sich auf seinem Schloß zu Heidelberg mit Künsten und Wissenschaften beschäftigen, und sich dem Umgange von Gelehrten widmen. Er knüpfte in dieser Zeit ein Verhältniß an, welches ihn berühmter gemacht hat, als alle seine übrigen Thaten.

Maria Susanne Louise Freiin von Degenfeld auf Tyrnau war am Heidelberger Hofe als Dame bei der Churfürstin im Dienste. Schön und schlank gebaut, mit einem reizenden Gesichte, einem vollen, sprechenden, blauen Auge, verständig, munter, in Wissenschaften und Künsten wohl unterrichtet, überhaupt gut erzogen und fein gebildet, schlau, artig, lebhaft, witzig, und kaum 18 Jahre alt, zog sie des Churfürsten Blick auf sich, und so bemerkte man am Hofe bald, dem Fräulein wäre Karl Ludwig nicht nur gut, sondern wohl gar mit Gnaden sehr gewogen.

Das Feuer, das im Innern glimmte, war zwar noch nicht zur Flamme geworden, und eben daher versuchte er dasselbe zu verbergen, aber nicht zu ersticken, noch weniger ganz

auszulöschen; allein da er suchte ihr stets in der Nähe zu seyn, und auch in der Entfernung — wie es bei Tafel, beim Spiel, bei Tänzen, in Gesellschaften, Zirkeln nach der Etiquette geschehen mußte — sie mit feurigen, verliebten Augen überall verfolgte, oft lange Zeit fixirte, dieß endlich gar in ein Mienenspiel überging, so merkte auch des Churfürsten Gemahlin, daß aus ihrem Hoffräulein, der schönen Degenfeld, ihr eine Nebenbuhlerin erwachsen möchte.

2.

Im Vertrauen sprach sie nicht als Fürstin, nicht als Herrin, sondern als weise Mutter mit dem Dienstfräulein, stellte ihr den Abgrund vor, an dessen Rande sie des Churfürsten Liebe versetzen würde, schilderte ihr die Gefahren, die ihr bevorstünden, zeigte ihr das Ende einer solchen Liebe, wo Verlust der Ehre, und alles zeitlichen Wohls unmittelbare Folgen wären, und warnte so das noch unschuldige und unverdorbene Mädchen vor dem ersten Schritt zum Verderben.

Mit thränendem Auge dankte der Churfürstin das Fräulein für Lehre und Warnung, ihr gelobend, die Gelegenheit zu fliehen, und den Churfürsten zu vermeiden, so viel sie könnte. Sie hielt auch Wort, und verweilte meistens bei ihrer mütterlichen Gebieterin im Schlosse, die ihr auch — um allen Argwohn zu entfernen — immer Beschäftigung in ihrer Nähe gab, sie immer in ihren Zimmern behielt, und bei Spazierfahrten mit sich in den Wagen nahm.

3.

Der Churfürst, dem dieß auffiel, ließ seiner Gemahlin eine gewisse Kälte und Steife fühlen, die sie auf die ihr stets eigene Art, zuvorkommend, und liebevoll entschuldigte, und sein frostiges Betragen den Regierungssorgen und Unfällen, die ihn und sein Land betrafen, zuschrieb.

So glaubte sie das von ihr entfernte Herz ihres Gemahls wieder zu erhalten; allein hierin hatte sie sich getäuscht, denn er hatte schon die Degenfeld erkohren.

Das Regieren ermüdete ihn von Zeit zu Zeit, machte ihm wohl gar manchmal lange Weile; nur an das schöne Fräulein dachte er, nur für diese schien er mehr zu leben, nur in ihrer Gegenliebe sah er den Himmel offen, fand er sein ganzes Glück.

4.

Nun machte der Churfürst den ersten Angriff auf ihr Herz; er ließ den ersten Liebesbrief vom Stapel an sie laufen; die Antwort war: er solle treu die ihm angetraute fürstliche Gemahlin lieben; sie wäre zu niedrig, um ihre Stelle einzunehmen, zu hoch, um sich zur Buhlerin herabzulassen, auch fordere Dankbarkeit gegen ihre hohe Gebieterin sie auf, ihr treu zu dienen, und nicht zur Verrätherin an ihr zu werden.

Die abschlägige Antwort erhitzte nur noch mehr den feurigen Fürsten, und fachte die Liebesglut dergestalt an, daß sie zur Flamme wurde. Da sie auf den ersten Brief ihm keine Gegenliebe erwiederte, so versuchte er in einem zweiten sein Heil, und sollte auch dieser nicht frommen, so hatte er fest bei sich beschlossen, Nichts unversucht zu lassen, um zu seinem Zwecke zu gelangen, und sollten er und seine Gemahlin und seine ganze Burg als Opfer fallen.

5.

Das Fräulein hatte in seiner Unschuld, und um den Nachstellungen und der Verführung zu entgehen, von allem dem, was vorgegangen, ihre hohe Gebieterin im Geheim nicht nur in Kenntniß gesetzt, sondern auch dieselbe um Entfernung vom Hofe auf einige Zeit, im Nothfalle selbst um Entlassung, gebeten. Vorwand war, um ihre geschwächte Gesundheit herzustellen.

Die Churfürstin bewilligte ihr den gebetenen Urlaub in's Vaterhaus, und unverweilt schickte sich das Fräulein von Degenfeld zur Reise an; allein in eben dem Augenblicke, wo sie in den Wagen steigen wollte, wurde ihr auf des Churfürsten Befehl die Abreise untersagt, und befohlen, am Hofe

zu bleiben. Schriftlich erbat sie sich hierauf vom Churfürsten den Urlaub, allein ohne Erfolg.

6.

Ward bisher von des Churfürsten Liebe am Hofe und in der Stadt nur in vertrauten Zirkeln gesprochen, so war das Geheimniß durch diesen öffentlichen Schritt des Fürsten nunmehr ganz enthüllt, wurde zum Tagsgespräche, und dieses um so mehr, als der Churfürst gleich darauf noch auffallendere Schritte sich erlaubte, und kein Bedenken trug, seiner heftigen Leidenschaft Folge zu leisten, die den Hof in Staunen, Aerger, Verwirrung und auch in Angst setzte.

Bald darauf feierte man das neue Jahr, wo nach alt hergebrachter Sitte die Churfürstin ihrem Gemahl eine Verehrung machte. Um sich ihn wieder zu gewinnen, war sie auf ein Geschenk bedacht, das ihm besondere Freude machen sollte, und so gab sie ihm einen stattlichen apfelgrauen Neapolitaner-Hengst mit Sattel und Zaum, mit einer roth sammtnen von ihr mit eigner Hand von Gold reich und zierlich gestickten Schabracke; allein das Geschenk machte nicht die gehoffte Wirkung auf Karl Ludwigs Herz, und er gab ihr, statt eines herzlichen Dankes, die frostige Antwort: „Mein Schatz! wir begehren hinfür solche Geschenke nicht mehr, welche unsre Schatzkammer verringern!“

7.

Was aber am meisten die gute Fürstin schmerzte, war, daß er das Pferd nicht behielt, sondern noch am nämlichen Tage einem Edelmanne, der nicht einmal mit einer ansehnlichen Hofcharge bekleidet war, so, wie es war, zum Geschenke machte.

Mit thränenden Augen klagte noch am Abende die betrübte Fürstin diese kränkende, selbst verächtliche Behandlung ihrem Hoffräulein, der Degenfeld, deren ganzer Trost in den Worten bestand: „Würde einst mein Mann mir so begegnen, so versagte ich ihm alle eheliche Beiwohnung.“

Aber zu dieser Zeit hatte der Churfürst schon die Degenfeld für sich gewonnen, sie hatte ihm schon schriftlich Gegenliebe zugesichert, und so war sie ohne alle Theilnahme für das Schicksal ihrer Gebieterin, und rieth, was sie in ihrem Interesse wünschte, und was bald darauf vom Churfürsten geschah.

8.

Von diesem Einverständnisse wußte die Churfürstin zu derselben Zeit noch Nichts, und so fand sie auch in ihres Fräuleins Rede keine arge List, traute ihr so gar, und ließ sie unbefangen in alle Kästen und Schränke. Indessen fiel das Blendwerk bald darauf der Churfürstin von den Augen. Karl Ludwig trat plötzlich zu ihr in's Kabinet, und verlangte seinen Ehering zu sehen. Sogleich erhob sie sich von ihrem Sitz, ging zum Schmuckkästchen hin, um den Ring, der seinen eignen Platz hatte, herauszunehmen, fand ihn jedoch zu ihrem größten Erstaunen nicht. Sie suchte überall, suchte ängstlich wieder, und fand ihn nicht. Im Schrecken rief sie aus: „Ach! den hat die Degenfelderin mir entwendet!“ Darüber war der Churfürst sehr entrüstet, und erklärte unumwunden: daß sich ihm hierüber wunderliche Dinge und Gedanken aufdrängen, indem er sicher geglaubt, seine Gemahlin würde den Ehering mehr zu schätzen wissen und daher auch sicherer verwahren. Darauf entgegnete ihm die Gemahlin, wenn gleich betroffen, doch ganz gelassen: „Ach mein Schatz! habe mich doch in keinem bösen Verdacht; er ist durch untreue Leute entwendet worden.“ Wer mögen doch diese untreuen Leute seyn? fragte der Fürst, und fuhr dann in der Rede fort: „vielleicht ist es ein junger Cavalier, dem du ihn selbst an den Finger gesteckt haben magst.“ Die Fürstin durch diese harte Rede tief gekränkt und schwer beleidigt, erwiederte ihrem Gemahl: „Ein solches wird mir kein redlicher Fürst nachsagen können.“ Und Karl Ludwig sprach: „Wer hat euch die Macht gegeben, mich einen unredlichen Fürsten zu schelten? Werde ich hinfür ein Solches von euch wieder hören, so soll euch mit Maulschellen gelohnet werden.“ Und

so verließ, vom Zorne entbrannt, der Fürst das Kabinet seiner Gemahlin.

9.

Der Churfürst trennte sich von diesem Tage von ihr, und sie ward nicht mehr bei seiner Tafel zugelassen. Ungescheut begab er sich zur schönen Degenfeld, und sie zu ihm. Viele Höflinge huldigten der aufgehenden Sonne, nahmen Abschied von der untergehenden, der nur wenige treu blieben.

Aber eben Einer dieser treuen Diener war es, der, da der Churfürst, seiner Sache gewiß, unvorsichtig mit den Briefchen seiner Geliebten umgegangen, vor seinem Kabinet ein in lateinischer Sprache geschriebenes Billet gefunden, und da er dasselbe nicht lesen konnte, seiner erhabenen Gebieterin sogleich überbrachte. Sie las dasselbe, und ein zweischneidend Schwert durchbohrte ihre Seele. Es war eben jenes Billet, worin sich die Degenfeld ihm ergeben, und gänzlich seines Willens wurde.

Vieles erlitt und ertrug die hohe Dulderin mit Gelassenheit; ja sie ertrug, was zu ertragen war; indessen wurde ihr die Last zu schwer. „Ach Gott! — rief sie — ich bin ja nur ein Mensch, und muß der Last am Ende unterliegen!"

10.

Als so ihr Elend den höchsten Gipfel erreicht zu haben schien, zeigte sich ein Strahl der Hoffnung zur Aussöhnung mit ihrem Gemahl, der häusliche Ruhe und innern Frieden zurück zu bringen schien.

Badens Markgraf, Friedrich, kam mit seiner Gemahlin, einer Base der Churfürstin, von Durlach auf einen Besuch nach Heidelberg. Um hier Aufsehen zu vermeiden und den Zwist des Churfürsten mit seiner Gemahlin zu verheimlichen, speiste auch sie an der Tafel.

Aber vom Geschicke tief gebeugt, war sie nicht guter Laune, noch weniger aber fröhlich und geeignet, die fürstlichen

Gäste zu vergnügen, und sie an der Tafel angenehm zu unterhalten.

Dieser stille Gram fiel dem Markgrafen auf, daher er fragte: „Wie meine Schwester! warum so traurig?“ und der Churfürstin Antwort war: „Vielleicht habe ich Ursache traurig zu seyn.“ Darüber erröthete der Churfürst, ihr Gemahl, und sprach: „Es ist eben keine Seltenheit, daß meine Frau Gemahlin ohne gegebene Ursache zürnt.“ Aber nun floß der Churfürstin Mund von dem über, wovon ihr Herz voll war, und sie äußerte im Unmuthe vor den hohen Gästen: „Jene, welche die Mägde lieber sehen, als ihre Frauen, bringen mich in Zorn.“ Das verdroß den Churfürsten dergestalt, daß er, von der Hitze übereilt, seine Gemahlin in das Angesicht schlug.

11.

Die Churfürstin entfernte sich sogleich von der Tafel, um das aus der Nase fließende Blut zu stillen, der Markgraf aber war über diese Derbheit ungehalten, und bemerkte in italienischer Sprache dem Churfürsten: Signor Elettore troppo è questo, worauf derselbe antwortete: Mio Fratello Marchese, ma cosi ha voluto. *)

Sogleich wurde die Tafel aufgehoben, und der Markgraf begab sich zum Churfürsten in's Kabinet, um über dieß Ereigniß mit ihm zu sprechen. Hier bedauerte Friedrich sehr, daß seine Frage über der Churfürstin trauriges Gesicht und ihre trübe Laune solch' einen unangenehmen Auftritt, und solches Betragen vom Churfürsten zur Folge gehabt hatte. Er wäre Veranlasser wie wohl absichtslos gewesen, und sehe sich eben daher auch aufgefordert, als Vermittler zwischen ihm und seiner Gemahlin aufzutreten.

---

*) Herr Churfürst, das ist zu viel; — Bruder Markgraf, ich habe es so gewollt.

12.

Lange wollte sich der Churfürst nicht zur Versöhnung verstehen, als aber der Markgraf ihm geradehin erklärte, daß, wenn nicht heute noch, und zwar bis zum Untergange der Sonne, er und seine Gattin freundlich sich die Hände bieten und versöhnen würden, so gebe er als Mann von Ehre sein fürstliches Wort, am andern Tage mit aufgehender Sonne Heidelberg ohne Abschied genommen zu haben, zu verlassen.

Diese drohende Rede bewog endlich den Churfürsten zur Versöhnung sich geneigt finden zu lassen, und so begab er sich mit dem Markgrafen unverweilt zu seiner Gemahlin, die sie noch weinend, und über das Vorgefallene höchst betrübt in ihrem Kabinete allein antrafen.

Beim Eintritt redete sie der Churfürst gelassen mit den Worten an: „Zürnt noch mein Schatz auf mich?“ und der Churfürstin Antwort war: „Ueber das, was in meines vielgeliebten Bruders und Frau Schwester Gegenwart an der Tafel mir geschehen, wäre Ursache genug, um zu zürnen; allein da unser Unfriede denselben unmöglich gleichgültig, wohl gar äußerst unangenehm seyn muß, so will ich verzeihen und vergessen.

Diese Herzensgüte und Willfährigkeit überraschte den Gemahl, und, freudig darüber, küßte er seine Gattin mit den Worten: „Dieser Kuß soll das Geschehene vernichten.“ Und damit sollte denn alle Uneinigkeit gehoben seyn.

13.

Aber nach einigen Stunden, während welcher die Churfürstin in ihrem Kabinete Briefe an ihren Bruder Wilhelm, Landgrafen zu Hessen, dann an ihre Schwester Elisabeth, nachmaliger Aebtissin zu Herford schrieb, um sie zwei am andern Tage in der Frühe nach Kassel abreisenden Edelleuten aus Hessen mitzugeben, wurde zur Abendtafel geblasen, daher sie sich, da sie die Briefe noch nicht vollendet hatte, durch ihren Hofmeister bei ihrem Gemahl und den beiden fürst-

lichen Gästen entschuldigen ließ, daß sie deßwegen an der Tafel nicht erscheinen könne.

Dem Churfürsten fiel dieses lange Schreiben der Briefe nach Hessen auf, und besorgend, seine Gemahlin möchte ihrem Bruder und ihrer Schwester von ihrem Geschicke und dem Ehezwiste Nachricht geben, kam er nach der Tafel Abends noch vor 10 Uhr zu ihr in's Kabinet, als sie eben im Begriff war, sich zur Ruhe zu begeben. Die Churfürstin war erstaunt, als sie ihren Herrn zu einer Stunde, zu der er schon eine geraume Zeit nicht mehr gekommen war, bei ihr eintreten sah, und so fragte sie ihn verwundert: „Wie besucht mich noch so spät mein Schatz?“ und der Churfürst, nachdem er die ihn begleitenden Pagen fortgeschickt hatte, antwortete: er wolle nur sehen, ob seine Gemahlin ihm in ihrem Bette einen Raum gönnen würde?

Kaum hatte der Churfürst das gesprochen, so fiel der Gemahlin die Erinnerung an das von ihrem Diener ihr überbrachte Billet der Degenfeld schwer aufs Herz; jene Untreue schmerzte sie, und die Eifersucht schwang ihre Furienfackel, daher sie zur zärtlichen Umarmung keine Neigung fühlte. So gestimmt antwortete sie: „Ich bin fest entschlossen, so lange allein zu schlafen, bis sich Ew. Lbd. entschlossen haben, mir eine gewisse Person zur Bestrafung des an mir verübten Frevels zu übergeben.

14.

Der Churfürst fragte hierauf, wer diese Person sey, und meinte zugleich, daß derselben begangenes Verbrechen eben so groß nicht seyn möchte, als seine Gemahlin glaube; allein dieselbe nahm hierauf hastig das Wort: „Das Verbrechen dieser Person wäre so groß, daß sie es nur mit ihrem Blute büßen könnte.“ „Ei! ei! mein Schatz! — erwiederte der Fürst — das Urtheil wär allzustrenge.“

Ohne darauf nur ein Wort zu verlieren, nahm die Churfürstin aus einem Schublädchen den von der Degenfeld an ihren Gemahl geschriebenen Brief, und las dessen Inhalt ihm mit vernehmlicher Stimme vor. Aber der Chur-

fürst lachte laut darüber, und erklärte den Brief für Scherz, und lediglich für einen launigten Einfall, um sich im Lateinschreiben zu üben.

Darüber trug die Churfürstin großes Bedenken, denn sie wollte nicht glauben, daß, um einen schönen Styl und gute Schreibart in lateinischer Sprache zu erhalten, Liebesbriefe, und noch dazu so ernstlichen Inhaltes, das geeignetste Thema wären; indessen betheuerte dieß wiederholt ihr Herr Gemahl, und so glaubte sie einstweilen gutherzig den Versicherungen.

Um eine friedliche Ehe, und wenigstens Freundschaft, wo nicht die Liebe ihres Gatten wieder zu erhalten, war die Churfürstin willig, und so blieb Karl Ludwig die Nacht bei ihr in Liebe, Eintracht und Vergnügen.

15.

Ganz ein Anderer schien seitdem der Churfürst geworden zu seyn, er begegnete seiner Gattin artig, und selbst liebevoll, und war ihr in allen Dingen zuvorkommend.

Dieses Benehmen erfreute die Churfürstin sehr; sie suchte ihm überall und bei jeder Gelegenheit ihre Achtung, Liebe und Anhänglichkeit zu bezeigen; war gefällig, fröhlich und guter Laune, glaubend, ihr Mann habe der Degenfeld entsagt, und wäre ihr wieder zurückgegeben. Dessen freute sich ebenfalls der Markgraf, indem er als Vermittler alles dieß bewirkt hätte, und so war auch seine Gemahlin darüber sehr vergnügt.

16.

Als der Markgraf von Baden mit seiner Gemahlin von Heidelberg abgereist war, wurde der Churfürst von der Pfalz vom Kaiser Ferdinand III. zu dem im Jahr 1653 in Regensburg gehaltenen Reichstag eingeladen. Zur gegebenen Zeit traf er in Regensburg mit seiner Gemahlin ein, begleitet von einem prächtigen Hofstaat, und so befand sich unter den Hofdamen auch das Fräulein von Degenfeld.

Da während dieser Reichsversammlung die evangelischen Reichsstände zur Aufrechthaltung ihrer Gerechtsame in ein engeres Bündniß zusammentraten, und eine genauere kollegialische Einrichtung trafen, so machte sich Karl Ludwig als Churfürst alle Hoffnung, das Direktorium darüber zu erhalten; allein er sah seinen Plan, als am 14. Jul. 1653 das Direktorium an Chursachsen übertragen wurde, vernichtet, und sein Groll mehrte sich, als am 22 Julius darauf die erste Sitzung im Hause des chursächsischen Gesandten statt fand.

Den Unmuth des Churfürsten mußte zum Theil auch seine Gemahlin fühlen, und sie, die wegen der Degenfeld stets übel gelaunt war, war eben nicht gestimmt ihn zu ertragen, dem Churfürsten nachzugeben, oder doch auszuweichen.

Vom Wortwechsel kam es zum Zank, wohl gar zur Unartigkeiten, indem sich selbst in Kaisers Ferdinand III. Gegenwart der Churfürst soll vergessen haben, daher auch die beleidigte Gemahlin, als der Reichstag geendet war, noch einige Wochen in Regensburg blieb, und nicht mit ihm nach Hause reiste.

17.

Endlich traf sie in Heidelberg ein, und ließ gleich nach ihrer Ankunft durch den Kämmerer Paul von Ramingen dieselbe dem Churfürsten mit dem Beisatze melden, sie würde sogleich kommen, um ihn zu bewillkommnen und zu begrüßen; allein der über sie erbitterte Gemahl ließ ihr zurück sagen: er wolle mit einer Landesverderberin nichts zu thun haben, und gab dann den Befehl, daß 40 Schweitzer von der Garde sogleich in der Churfürstin Vorzimmer sich aufstellen sollten.

Es geschah; die Churfürstin erschrack über diese Bewachung, und sah sich um so mehr als eine Gefangene an, als Niemanden der Zutritt zu ihr gestattet wurde.

In der Angst ihres Herzens ergriff sie daher die Feder, und schrieb folgenden Brief an ihren Gemahl:

Durchleuchtigster Fürst, lieber Herr!

„Was vor grosse Beschwerlichkeit ich von der allzugrossen Garnison, welche Ihr Liebden vor mein Gemach zu legen Ihr haben gefallen lassen, diese Zeithero ausgestanden, ist nicht zu beschreiben. Welches mich dann verursacht Ihr Lbd. zu erinnern, Sie wollen mit mir armen Fürstin also verfahren, daß sie auch vor Gott und der Welt vertheidigen können. So stehet es auch zu bedenken, obs rühmlich ein einziges schwaches Weibs=Bild mit vierzig wohlbewehrten Hellepardiers zu verwachen, da doch zwey oder drey solches genugsam verrichten können. So will mir auch nicht einfallen, was ich sträffliches möchte begangen haben, welches eines so harten Processes würdig wäre. Bitte derohalben J. L. um Gottes willen, mich entweder auf freyen Fuß zu stellen, oder wann ich etwas begangen, zuvor auch meine Verantwortung zu hören, denn ich diese Zeit hero, wegen ungestümen Polterns der indiscreten Schweitzer, nicht drey Stunden habe schlaffen können.

Eu. L.

getreu biß in Todt
Charlotta Pfalz=Gräfin.

„An meinen hertzlieben und hochgebietenden Herrn Gemahl Carl Ludwig.'

18.

Dieses Schreiben ließ sie durch einen Edelknaben dem Churfürsten an der Tafel übergeben, der, nachdem er dasselbe gelesen hatte, sogleich befahl: 36 Mann hätten abzuziehen, die übrigen vier aber als Wache stehen zu bleiben.

Aber auch eine Antwort gab er der Fürstin, und zwar folgende:

„An Charlotta gebohrne Landgräfin in Hessen.

„Es nimmt mich wunder, wie Ihr noch so kühn seyn dörft, mich zu fragen, da Ihr doch nicht läugnen könnt, daß Ich Euch als ich meine Reise von Regensburg nach Heydelberg wieder zurücksetzte, ernstlich anbefohlen, mir den andern Tag hernach unfehlbar zu folgen, welches aber erstlich etliche

Wochen nach geschehen, an welchem unsere ohnedas übel munirte Unterthanen, eine gute Zeit werden zu dauen haben. So werdet Ihr auch wohl wissen, wie Ihr auf denen zu Regenspurg gehaltenen Christfeyertagen mich beschimpfet, und als ich auß meinen billig gefaßten Zorn in Gegenwart aller versammelten Rs. Ständen nur ein wenig gewehrt, mir gleich alle eheliche Beywohnung auff ein halb Jahr versagt, welches Verbrechen mich des ehelichen Bandes ganz entledigt, bin auch gänzlich dahin resolvirt, mich von Euch völlig durch einen öffentlichen Actum scheiden zu lassen, welches Intent mich denn völlig bewogen mich Euer zu versichern, damit Ihr nicht, als eine Flüchtige, durch Verhetzung Eures Bruders und anderer Befreundeten mir und meinem Lande ein Unheil erwecket. Endlich verspreche ich Euch durch mein Fürstlich Wort, wo Ihr Euch werdet still und eingezogen halten und die Ehscheidung ohne einige Außflucht bewilligen, so wollen Wir Euch nicht nur der gefänglichen Verhoftung entledigen, sondern auch Euch solch Einkommen verordnen, mit welchem Ihr Euch recht Fürstlich und wohl erhalten könnet, hiemit eure endliche Erklärung erwartend

C. L. Churfürst."

19.

Groß war die Verlegenheit, in die die Churfürstin durch dieses Handschreiben versetzt wurde, die Trennung der Ehe, die nach der Evangelischen neuen Lehre ihren Gemahl frei erklärte, und ihm gestattete, eine andere Gemahlin sich zu wählen, war ein Donnerschlag, der sie betäubte — zu Boden stürzte.

So allein in der Schöpfung, von aller Hilfe verlassen, ohne allen Beirath, nahm sie ihre Zuflucht zu Gott und betete um Erleuchtung. Aber die verlangte Erklärung sollte sie abgeben, und dazu mangelte ihr Entschlossenheit. Sie überlegte hin und her, sie wankte, und konnte mit sich selbst nicht einig werden. Endlich faßte sie einen festen Entschluß, rief ihr Hoffräulein Maria Magdalena von Helmstett, und ließ durch diese ihrem Gemahl mündlich sagen: Sie wäre gesinnt und entschlossen, ihm in allem willfährig sich zu bezeigen, nur

wegen der Trennung nicht, denn diese wäre Gewissenssache, und so widersetze sich dagegen ihr Gewissen. Sollte der Churfürst aus eigner Macht und Herrlichkeit indessen hier gegen sie einschreiten, so wäre sie zu schwach, dagegen zu verfügen, und sie müßte die Uebermacht dulden, denn sie glaube hierzu nie eine Veranlassung gegeben zu haben, die eine gesetzliche Ehescheidung nach des Evangeliums Lehre genügend begründen würde.

20.

Dem abgeschickten Fräulein trug der Churfürst auf, ihrer Gebieterin zu eröffnen: Charlotte soll ihre Freiheit wieder haben, die Wache abziehen, und sie in der Burg und in den Garten nach ihrem Belieben herumgehen, und zu jeder Zeit, sie solle sich zu ihm versehen, er werde Mittel finden, um sie gänzlich zu befriedigen; nur müsse sie in die Trennung willigen, da er eine andere Gattin sich schon auserſehen habe; auch seye es ihr untersagt, ihrem Herrn Bruder, dem Landgrafen, oder einem sonstigen Verwandten hievon Nachricht zu geben.

Kaum hatte das Fräulein der Churfürstin die Gesinnungen und Aeußerungen ihres Gemahls hinterbracht, als auch die vier Schweizer das Vorzimmer verließen, daher Abends die Churfürstin im Thiergarten lustwandelte, um freie Luft zu athmen.

21.

Am folgenden Tage stieg der Churfürst in der Frühe in den Wagen, um im Schlosse Schwetzingen seine geliebte Degenfeld zu besuchen. Er war kaum abgefahren, als der Churfürstin Vetter, Johann Jakob Graf von Eberstein, und dessen Gemahlin Margareth Landgräfin von Hessen, Philipps Tochter zu ihr kamen, und ihr diese Reise mit dem Beisatze hinterbrachten, daß die Degenfeld schon ein ganzes Vierteljahr dieses Schloß bewohne, und, daß ihr Gemahl, während die Churfürstin in Regensburg ver-

weilet hatte, in jeder Woche einmal zu ihr auf Besuch dahin gefahren sey.

22.

Nun fing der Churfürst an, bei seinem geistlichen Ehegerichte auf Lösung des Bandes, das ihn an Charlotte Landgräfin von Hessen bisher gefesselt hatte, zu dringen; doch dieß fand verschiedene Hindernisse; denn da aus dieser Ehe der Churprinz Karl und die Prinzessin Charlotte Elisabeth vorhanden waren; und die Räthe vorher sahen, das fürstliche Haus Hessen würde bei der Trennung nicht gleichgültig bleiben, und ernstliche Bewegungen machen, so hielten sie für gut, die religiösen Bedenklichkeiten ihrem Fürsten und Herrn in Unterthänigkeit zu eröffnen.

Doch diese Bedenklichkeiten schienen ihm von keinem Belange zu seyn, und da er zuvor schon, und noch fortwährend nebenher sich mit dem Studium der Theologie abgegeben, hielt er für gut, dieselben zu heben und ganz zu widerlegen.

23.

Dieses Verfahren setzte die Theologen des Churfürsten in Verlegenheit, indem sie demselben nicht ganz beizustimmen sich getrauten, aber auch den Muth nicht hatten, dasselbe zu widerlegen.

Doch der Churfürst drang auf baldigen Entschluß, er wollte bald das schöne Fräulein von Degenfeld zur zweiten Gemahlin haben.

Um aus der Sache zu kommen, und nicht des Churfürsten Ungnade mit allen ihren möglichen üblen Folgen auf sich zu laden, glaubten nach langer Berathung seine Kirchenräthe den besten Ausweg darin zu finden, wenn sie den Grundsatz aufstellten: durch beiderseitige freiwillige Einwilligung der Braut und des Bräutigams wird legal das Band der Ehe geschlossen, und eben daher am natürlichsten durch die beiderseitige freie Einwilligung des Mannes und der Gattin wieder aufgelöst.

Das — folgerten sie — wäre nun auch hier der Fall, und wenn gleich der Frau Churfürstin Einverständniß nicht so ganz ihr freier Wille seyn möchte, so müßte hier auch das stoische Prinzip, nach welchem gezwungener Wille auch ein Wille ist, um so mehr beachtet werden, als es hier in einer Angelegenheit zweier Fürstenpersonen in Anwendung käme, auch ohne dieses Prinzip kein Friede denkbar wäre und man nicht zum Schlusse kommen würde.

24.

Und so gestattete das Ehegericht als Folge des zwischen Karl Ludwig von der Pfalz, und seiner ersten Gemahlin Charlotte, geborne Prinzessin von Hessen, geschlossenen Vergleichs, dann dießfalls bereits stattgehabter und noch statt haben werdender gütlicher Uebereinkunft, daß das von beiden Gatten am 12. Februar 1650 geschlossene Eheband gelöst sey, und daher der Churfürst hievon frei, berechtiget und fähig sey zu einer zweiten Ehe rechtmäßig und nach seinem Belieben zu schreiten.

24.

Nun schritt der Churfürst rasch zum Werke; denn kaum waren seiner Gemahlin Charlotte seit ihrer Freilassung acht kummervolle Tage und eben so viele schlaflose Nächte dahin geschlichen, so erhielt sie abermals ein Handschreiben desselben, folgenden für sie sehr traurigen Inhaltes:

„Durchleuchtigste Fürstin, Gn. Frau.

„E. L. gebe ich mit Wenigem zu verstehen, daß ich mich abgeredter Ehescheidung gemäß wiederum Ehelich eingeben mit der Wohlgebornen Fräulein, Fäulein Maria Loysa von Degenfeld, Dyrnau und Neuhausen. Verhoffe also J. L. werde Ihnen solches gefallen lassen, in Betrachtung, daß es nicht kann geändert werden, dann Wir allbereit den Würdigen unsern lieben Getreuen Hiskias Eleazar Heiland, der Lutherischen Gemeinde Unserer Stadt Heydelberg

Predigern, zu Uns abholen lassen, uns beyde zu copuliren. Weil ich aber wohl weiß, daß Ew. Lbd. mit mir drei Fürstliche Kinder gezeuget, als gebührt mir die Tag Ihres Lebens Ihr Lbd. Fürstliche Tractation zu verschaffen, als kann J. L. das halbe Schloß zu Heydelberg hinfüro nach Ihrem Belieben Macht haben zu gebrauchen, und von dem Hoffs-Schaffner so viel Gelds zu erheben, so viel Ihr wird zu Ihrem Unterhalt nöthig seyn; allein sie wolle sich mit meiner jetzigen Gemahlin vertragen, und ihr nichts Leyds zufügen, damit ich nicht verursacht werde E. L. ungünstig zu werden; verbleibe E. Lbd. sonst biß in Todt geneigt. Datum Schwetzingen den 14. April Ao. 1657.

E. L. Churfürst.

26.

Der Churfürst ließ sich zur linken Hand mit Maria Louise, von Degenfeld vom genannten Prediger Heiland auch wirklich trauen, die er hierauf zur Würde einer Raugräfin mit dem Beisatze erhob: daß die mit ihr erzeugten Kinder als Raugrafen und Raugräfinnen ihre Rollen auf deutscher Erde spielen und in diesen Würden glänzen sollen; indessen gab er weder der Mutter noch den Kindern ein Land in Besitz, auf dem die Raugrafen einst ihr Fortkommen finden und ihre Würden behaupten konnten.

Aber am Tage des vom Churfürsten aus Schwetzingen empfangenen Briefes schickte die Churfürstin Charlotte folgende Antwort an ihren neuvermählten Gemahl:

„Durchleuchtigster Chur-Fürst Gnädigster Herr.

„Auß Ew. Durchl. Schreiben habe ich genugsam und mit höchster Bestürzung vernommen, daß Ihro Durchl. mich nunmehro gantz und gar verstossen, und nicht mehr gesinnt seyn, mich vor eine Gemahlin zu erkennen, welches, ob es mir zwar Wehe thut, jedoch will ichs Gott dem gerechten Richter befehlen, und werde mich forthin so wissen zu halten, als eine Wittib, deren Mann annoch bey Leben, und durch leichtfertige Verführung einer Nichtswürdigen von seiner rechtmässigen

Gemahlin abgeleitet ist. Vor die gute Tractamenten, welche mir Ihr Durchl. verschaffet, thue ich mich höchlich bedancken, werde mich auch befleissigen, gegen Ew. Durchl. liebsten Concubin also zu verhalten, daß sie nicht wird Ursach haben über mich zu klagen.

Sonsten ist ein Edelmann hier von Stutgard die Nachricht mit sich bringend, daß innerhalb zehen Tagen der Dl. Fürst Eberhard (der Dritte) von Würtemberg, unser herzvielgeliebter Herr Vetter und Bruder, sampt Dero Gemahlin Maria Dorothea Sophia, Gräfin zu Oettingen, nach Heydelberg uns zu besuchen, kommen werden. Wird also Ew. Durchl. anhero kommen, und Anstalt machen, daß sie recht Fürstl. accommodiret werden, hiemit Gott befohlen. Datum Heydelberg, den 15. April 1657.

Ew. Durchl.

Biß in den Todt getreue, anjetzo hochbekümmerte
Charlotta,
Rechtmässige Churfürstin."

27.

Als drei Tage verflossen waren, kam der Churfürst mit seiner zweiten Frau uuter Bedeckung von zehn neu geworbenen Dragonern von Schwetzingen an. Hier besorgte er sogleich für die von ihm geschiedene Churfürstin eigene Tafel, besondere Diener, und eine für sie allein errichtete Leibgarde von 70 Cürassiren. Dem ungeachtet hoffte die verabschiedete Gemahlin das Herz des Churfürsten zu erweichen, und ihn wieder für sich zu gewinnen. Eines Tages schmückte sie sich und ihre Kinder, und erwartete so denselben nach der Tafel vor dessen Speisesaal. Als der Churfürst aus dem Saale in das Vorzimmer getreten war, warf sie sich ihm zu Füßen, flehte sie wieder aufzunehmen und als seine einzige, rechtmäßige Gemahlin zu erkennen, indem sonst seine und ihre Kinder für Bastarde gehalten werden möchten.

Die Kinder weinten laut mit der Mutter, selbst das umherstehende Hofgesinde war tief bewegt. Wie versteinert stand der Churfürst vor dieser Gruppe, überrascht und verlegen, dennoch bot er nicht die Hand der verlassenen Ge-

mahlin, um sie empor zu heben, und so blieb die Mutter mit den Kindern auf ihren Knieen liegen; schon perlte eine Thräne über seine Wangen, Vatergefühl regte sich in seinem Busen, er fühlte das Unrecht, das er hier gethan, das Elend, das er über Mutter und Kinder verhängt hatte, denn er war ein guter, aber dabei leider! ein schwacher Fürst. Schon glaubten die Churfürstin und die umherstehenden Hofleute, die Natur würde den Sieg erringen, des Churfürsten Herzesgüte entscheidend wirken, die Mutter des Gatten und des Vaters Herz erobern; als plötzlich zu dieser Scene die Degenfeld kam, und in italienischer Sprache den Churfürsten sein Wort zu halten zurief.

Der Churfürst schlug die Hände über seinem Kopf zusammen, seufzte aus beklommener Brust, und ging, ohne ein Wort zu sprechen, fort.

28.

Dieses Benehmen der Degenfeld setzte die tief gekränkte Mutter und Churfürstin in Wuth, eilends raffte sie sich vom Boden auf, eilte in ihr Gemach, nahm dort von der Wand ein geladenes Pistol, um ihre Nebenbuhlerin, die Urheberin ihres und ihrer Kinder Elends zu erschießen; allein der eben dazu gekommene Wolf Julius Graf von Hohenlohe nahm die Pistole der aufgebrachten, nach Rache lechzenden Churfürstin aus der Hand, suchte den Sturm ihrer Seele zu besänftigen, und sie auf mildere Gesinnungen zu bringen, und schoß in der Eile, um Unglück zu verhindern, die Pistole vor dem geöffneten Fenster ab.

Der Knall bewog den Churfürsten, sich unverweilt in die Zimmer seiner Gemahlin zu verfügen, wo er fragte: wer geschossen habe? — Ganz unbefangen antwortete ihm die Churfürstin: „Ach lieber Gemahl! ich habe es gethan, willens an diesem Unthier Ihre Durchlaucht zu rächen.“ Hierauf entgegnete ihr der Fürst: „Charlotte! Charlotte! lasset so was weg, wenn ihr nicht alsbald wollt von mir abgeschafft werden.“

29.

Vier Tage waren nach diesem traurigen Ereignisse vorüber, als ein Klepper im churfürstlichen Schlosse zu Heidelberg eintraf, mit der Nachricht: Sr. Durchlaucht der Fürst von Würtemberg würden binnen zwei Stunden eintreffen.

Hievon ließ der Churfürst sogleich seiner ersten Gemahlin Nachricht geben, zugleich aber auch ihr eröffnen, daß er mit der von Degenfeld dem Herzoge werde entgegenfahren, was auch geschah.

Der Churfürst bot alles auf, um die hohen Gäste prächtig zu bewirthen urd zu vergnügen, zog aber seine Gemahlin, Charlotte, nie zur Tafel, daher diese am dritten Tage Mittags-Tafel gab, und hierzu nicht nur die hohen Gäste aus Würtemberg, sondern auch ihren Gemahl, den Churfürsten, freundlich eingeladen hatte. Auch der Churprinz Karl wurde von seiner Mutter zur Tafel gezogen.

Der Churfürst hatte dem Herzoge schon zugesagt, daß er auch bei der Churfürstin in ihren Appartements speisen werde; allein die Degenfeld verstand es zu gut, ihn vom gegebenen Worte abzulenken, und so befahl derselbe seinem Sohne, dem Churprinzen, er möchte seiner Mutter sagen, daß er wegen ihn plötzlich befallener Unpäßlichkeit nicht bei der Tafel erscheinen könne; es möchte aber, so Gott will, zu einer andern Zeit geschehen.

30.

Als die Tafel aufgehoben war' besprach sich die Churfürstin mit dem Herzoge und dessen Gemahlin über ihre traurige Lage, und erbat sich derselben Rath, wie sie sich in diesem verlassenen Stande zu benehmen, wo Hilfe zu suchen hätte. Gutmüthig, und mit aller Theilnahme rieth ihr der Herzog, sich ruhig zu halten, und gegen die Degenfeld, nichts zu unternehmen. Selbst bei ihrem Gemahle wäre jetzt für sie keine Hoffnung; denn noch sey er zu sehr in die Degenfeld vergafft und verliebt; es ließe sich bei seiner dermaligen Lage weder zu seinem Kopfe, noch zu seinem Herzen sprechen; auch

sey es nur zu wahr, ein Verliebter habe keinen eignen Willen; ihn leite seine Geliebte wohin sie wolle. Die Zeit nur könne ihn zur Besinnung bringen. ihn sich, und ihr (der Churfürstin) wieder geben; aber dazu gehören Gelassenheit und duldendes Benehmen.

Was er indessen dermal thun könne, und auch thun werde, sey, daß, wie er wieder in Stuttgart angekommen, er an seinen Vasall, Hartenius von Degenfeld, schreiben und demselben ernstlich zureden wolle, er möchte seine Schwester vom churfälzischen Hofe abberufen, und sie zu sich nach Hause nehmen. Er verspreche sich hiervon gute Wirkung, weil dieser würtembergische Lehen besitze, und er deßwegen auf seinen obersten Lehenherrn geeignete Rücksicht nehmen müsse. Uebrigens rieth der Herzog der Churfürstin noch, sie möchte die wahre Beschaffenheit der Sache dem Kaiser berichten, und ihn bitten, als Vermittler einzuschreiten. Wenn auch schon — was voraus zu sehen wäre — der Kaiser sich nicht in den Handel, als eine Ehesache und häuslichen Zwist, menge, so sey er doch vorläufig von Allem unterrichtet; es wäre üblen Nachreden, wohl gar Verunstaltungen der wahren Begebenheiten dadurch gesteuert, und die Churfürstin vor dem Kaiser gerechtfertigt.

31.

Diesem weisen Rathe des Herzogs von Würtemberg entsprach die Churfürstin Charlotte, und so erließ sie in der Folge unter dem Datum Heidelberg den 26. Julius 1661 ein Schreiben an des Kaisers Majestät, in der sie den ganzen Hergang der Sache ausführlich erzählte.

Nachdem die Degenfeld dem Churfürsten Karl Ludwig am 15. Januar 1661 eine Raugräfin Namens Louise, den 22. März 1663 eine zweite, Amalie Elisbeth genannt, und endlich im Jahr 1670 den Raugrafen Karl Moritz geboren hatte, da der Kaiser, wie Eberhard III. Herzog von Würtemberg vorhergesehen, sich um die geschiedene Churfürstin nicht angenommen, auch nicht annehmen konnte, indem nach der neuen Lehre die Ehe als kein Sakrament bestand, und das Eheband auflösbar geworden, dieselbe aber die

ihrer hohen Würde gebührende Auszeichnung, Ehrenbezeugungen und Apanage erhielt, so überzeugte sie sich endlich, daß an eine Versöhnung und an eheliches Zusammenwohnen mit ihrem Gemahl nicht mehr zu denken, und alle Hoffnung hiezu verschwunden und vernichtet sey.

Mit seinem Einverständniß verließ sie daher den Churfürsten, den Hof und das Schloß zu Heidelberg, und begab sich nach Cassel zu ihrem Bruder, den Landgrafen Wilhelm VI., bei dem sie auch blieb.

32.

Nachdem die Gräfin von Degenfeld vier Söhne und vier Töchter, in allem acht Kinder, geboren, denen der Churfürst Karl Ludwig Pensionen angewiesen, die denselben in der Folge, sowohl von seinem Sohne Karl, als Churfürsten, als auch von dessen Thronfolger, dem Herzoge von Pfalz-Neuburg Philipp Wilhelm fortbezahlt wurden, fing sie zu kränkeln an, und starb in der Schwangerschaft am 18. März 1677.

Die entseelte Hülle seiner zur linken Hand getrauten zweiten Gattin ließ der Churfürst mit feierlichem Trauer-Prunk in der churpfälzischen Fürstengruft zu Heidelberg in der Kirche zum heiligen Geiste beisetzen; allein dort verblieb sie nicht; denn als sein Sohn Karl die Regierung angetreten hatte, ließ er ihren Leichnam von dort nach Mannheim bringen, und daselbst in der Festungskirche begraben.

33.

Der Fürst von zwei Frauen war nun ohne Gattin. Zwar trug seine Gemahlin Charlotte ihm an, sie wollte ihrer Pflicht genügen, und sich zu ihm begeben, allein eben diese schöne Handlung der edlen Fürstin beschämte ihn und so verbat er sich ihren guten Willen, denn er fürchtete bei ihrem Anblicke Gewissensbisse.

Das Schloß von Heidelberg wurde ihm trotz seines großen Umfanges, und des schönen, fürstlich ausgestatteten Gebäudes zur

Einöde, es wurde ihm trotz seiner stattlichen, romantischen Lage und der freien Aussicht nach dem Neckar und dem Rhein zum offnen Grab, und so floh er diesen Ort seines Schmerzens und trauriger Erinnerung, sich nach Mannheim begebend, in welcher Stadt er sich von nun an meistens aufgehielt.

34.

Sein feuriges, lebhaftes Temperament war allmählig von ihm gewichen, die Freuden des Lebens hatten ihn verlassen, die schöne Natur blieb eindrucklos, und düstere Melancholie begann ihn zu beschleichen. Ein dumpfes Pflanzenleben war sein Loos, er hatte abgelebt. Krank lag er zu Mannheim, viele Aerzte wurden herbei gerufen; sie versuchten ihm zu helfen. Ein Fieber das ihn befallen, wechselte mit Kälte und Hitze, die Kräfte wichen, und täglich wurde der Kranke schwächer. Da Arzeneien aller Art ohne Wirkung blieben, und keine Genesung herbeiführten, so verfielen die hochgelehrten Aerzte auf ein altes Mittel, die Luftveränderung. Schon zu sehr geschwächt war der Churfürst, um ihn in einem bequemen Wagen nach Heidelberg zu führen. Ein Lehnstuhl wurde mit einem Fuhrwerke versehen, und in diesem sollte er nach dem Schlosse, dessen er müde war, und das er geflohen, gemächlich gebracht werden; doch eine Stunde außerhalb Mannheim überraschte ihn der Tod plötzlich, indem ihn eine Ohnmacht befiel. Der Arzt, der ihn begleitet hatte, schloß auf einen leichten Anfall von Apoplexie, und rieth einen Spaziergang im Grünen zu versuchen. Der Churfürst strengte die letzten Kräfte an, um den Versuch zu wagen, als plötzlich neue Uebelkeiten ihn befielen, und ihn zwangen, sich in das zwei Stunden von Mannheim am Neckar gelegene Dorf Seckenheim bringen zu lassen, wo er in einem Garten unter einem Nußbaum am 28. August 1680 in einem Alter von 63 Jahren seinen Geist aushauchte.

35.

Der Churprinz befand sich eben in England, als sein Vater gestorben war. Auf die ihm durch einen Eilboten zugekommene Nachricht, begab er sich unverweilt nach Heidelberg zurück, wo des Churfürsten Karl Ludwig Leiche im sogenannten Kommissariate einbalsamirt, und am 26. October darauf im churfürstlichen Begräbnisse mit aller Trauerfeierlichkeit beigesetzt wurde.

Der Churfürst Karl bestieg seines Vaters Thron, nahm seine verstoßene Mutter Charlotte zu sich nach Heidelberg, und faßte die Zügel der Regierung, von dessen weiser Lenkung das güte Volk sich Vieles versprochen hatte.

Bei ihrem Sohne verhieß sich die Churfürstin Wittwe goldene Tage der Zufriedenheit und Ruhe; allein diese guten, glücklichen Tage waren für sie von kurzer Dauer; denn nur sechs Jahre währten sie. Die allgemein verehrte Fürstin starb am 16. März im Jahr 1686 in einem Alter von 59 Jahren.

Ludwig Prinz von Preussen.

1.

Dieser unter dem Namen „Prinz Louis“ bekannte preußische Prinz war der Sohn August Ferdinands (Bruders König Friedrichs des Zweiten) und Annen Elisabeth Louise, einer Prinzessin von Brandenburg-Schwedt. — Prinz Ludwig — sein ganzer Name ist Friedrich Christian Ludwig — ward geboren den 18. November 1772. Die Ehe des Prinz August Ferdinand war fünfzehn Jahre kinderlos gewesen; am 24. Mai 1770 wurde dem Prinz August Ferdinand eine Tochter, jetzt vermählte Fürstin Radziwil, geboren, und die Geburt des Prinz Ludwig war dem regierenden König, Friedrich dem Zweiten um so erfreulicher, da er früherhin oft darüber sich ausgelassen hatte, daß auch das Ferdinandsche Haus ohne männliche Descendenz sey. Der König befürchtete damals noch das Aussterben seiner Familie. Schon früher war ihm die Nachricht von der Geburt des ältern Bruders, des Prinz Louis, Friedrich Christian Heinrich Ludwig (geb. den 11. November 1771), sehr willkommeu gewesen; um so angenehmer war ihm die Nachricht jetzt, einen zweiten Prinzen dieses Hauses geboren zu wissen. Späterhin, als ihm die Vermehrung des Hauses seines Bruders gemeldet wurde, soll er freilich dem rapportirenden Adjudant nach Abstattung seines

Glückwunsches noch bemerkt haben: „Nun ist aber auch das Ferdinandsche Haus stark genug!“

2.

Der Graf Chasot, welcher an dem Hofe des Prinz Ferdinand bedeutenden Einfluß hatte, entwarf den ersten Plan zu der Erziehung des Prinzen und diese Erziehung wurde sehr natürlich, wie das bei appanagirten Prinzen die Regel ist, zu militärischem Zweck eingeleitet. Er bekam den besten Unterricht von den auserwähltesten Lehrern, und körperliche Uebungen aller Art wurden dabei schon in früheren Jahren nicht versäumt. In diesen körperlichen Uebungen machte der Prinz schnell so bedeutende Fortschritte, daß er in dem alten Athen schon als Knabe seine Rolle würde haben spielen können. Man hat seiner Erziehungsmethode späterhin den Vorwurf gemacht, als wenn über den Körper der Geist vernachlässigt sey; allein nicht nur, daß schon in jungen Jahren für die Ausbildung seines Geistes gesorgt wurde, und er seinen Lehrern voraneilte, so werden wir auch späterhin noch Gelegenheit haben, über seine wissenschaftliche Ausbildung einige Berührungen anzudeuten.

3.

Als die Zeit heran kam, wo der Prinz (reformirter Konfession) zu Gottes Tische gehen sollte, wurde er und sein damals noch lebender älterer Bruder Friedrich Christian Ludwig ganz von dem Geräusche des Hofes auf das Lustschloß ihres Vaters Bellevüe, ohnfern Berlin, in dieser für das ganze Leben wichtigen Periode von allen Zerstreuungen entfernt. Nicht einmal die körperlichen Uebungen, Reiten, Fechten, Tanzen, und selbst Musik durften sie betreiben. Kurz darauf begann seine militärische Laufbahn, zu welcher er erzogen war. Sein älterer Bruder, der bereits zum Koadjutor des Heermeisterthums vom Johanniter-Orden ernannt gewesen, war späterhin todt, und der Ferdinandsche Hof suchte bei dem Könige diese reiche Pfründe für den Prinz

Ludwig nach. Dies Gesuch wurde aber abgeschlagen, mit dem Bemerken, daß noch andere Prinzen zuvor zu versorgen wären. Späterhin indessen wurde Ludwig Ferdiand auf Veranlassung seines Oheims, des Prinz Heinrich von Braunschweig, der ihn persönlich liebte, Koadjutor der Domprobstei des Hochstifts Magdeburg, und nach dem Tode des Domprobst, Herzog Ferdinand, trat er dann auch im Jahr 1803 in dessen Stelle.

4.

Die erste Gelegenheit, Kriegskunde praktisch zu entwickeln, war für ihn der durch den Pillnitzer Traktat eröffnete nordische Krieg gegen die französische Republik. Um diese Zeit war der Prinz Obrist unter dem Regiment Möllendorf, und dieses Regiment rückte vor die wichtige Festung Mainz, welche von den preußisch-östreichischen Allirten mit aller Gewalt genommen werden sollte, um den Schlüssel zu dem Rhein und zu den Weißenburger Linien zu haben. Diese Belagerung der Preußen gegen Mainz, besonders von der Bleiaue hinab, ist genugsam geschildert. Als Obrist seines Regiments erstürmte Prinz Ludwig die höchst bedeutende Verschanzung von Zahlbach und trug dadurch sehr viel zu der Annäherung an diese furchtbare Festung bei. Seine persönliche Tapferkeit war bei dieser Gelegenheit die Veranlassung dazu, daß er eine Schußwunde bekam, die aber nicht gefährlich war und ihn von den weitern activen Dienst nicht zurückhielt. Er wurde sogleich zum General-Major ernannt, und König Friedrich Wilhelm der Zweite, der ihn als einen sehr hellen Kopf schon kennen gelernt und ihn lieb gewonnen hatte, übersah ihm manche jugendliche Ausschweifungen und Subordinationsfehler.

5.

Schon früherhin, ehe dieser Feldzug gegen die französische Republik eröffnet wurde, hatte Prinz Ludwig öfters gesagt: „die Franzosen sollten ihn nie lebendig gefangen nehmen," und in diesem ganzen Feldzuge hatte er beständig seinen wohl

unterrichteten Leibjäger mit zwei geladenen Pistolen hinter sich; er hatte diesen Leibjäger instruirt, daß er auf ihn, den Prinzen, feuern solle, wenn er etwa im Handgemenge entwaffnet in die Gewalt des Feindes einmal gerathen sollte. Bei einem der hitzigsten Gefechte dieses Krieges trug er selbst auf seinen Schultern einen verwundeten Oestreicher hinter die Front, und wo die Schlacht wüthete, war er am liebsten. Seine Soldaten folgten ihm gern, denn er sorgte für sie, zwar nicht mit der ängstlichen Sorge des schwerfälligen Mannes, aber durch rasches Befehlen und Anordnen, und durch fürstliche Geschenke.

6.

Er wurde General-Lieutenant, war aber in dem langen Frieden, dessen Preußen sich jetzt zu erfreuen hatte, dennoch mit seiner Lage nicht zufrieden. Sein ungestümer Geist strebte weiter. Mit seinen Offizieren ging er wie mit Kameraden um, und einstmals sagte er seinem vertrauten Kreise im höchsten Mißmuth: „Kinder, ihr haltet mich für glücklich, aber ich bin es nicht. Unter euch ist keiner, mit dem ich nicht gern tauschen würde. Aus jedem von euch kann noch etwas werden; aber was kann denn aus mir werden, da die Natur mich dem Gipfel so nahe gestellt hat! Ich bin jetzt General-Lieutenant und Chef eines Infanterie-Regiments. Endige ich als General der Infanterie, so habe ich von Glück zu sagen. Ich kann ja nicht einmal preußischer Feldmarschall werden, weil das Herkommen es verbietet.“

7.

Im Jahr 1802 war der Prinz, als Chef eines Infanterie-Regiments, welches in Magdeburg garnisonirte, auf der sogenannten Demarkationslinie, welche Preußen damals zog, und manches, was gegen die Disciplin anstößt, erlaubte er sich hier. Incognito war er schon oft nach Hamburg gekommen, und hatte hier vieles Geld verschwendet und viele Schulden gemacht. Zu Ende des Jahrs verließ er seinen Posten, und eilte wieder nach Hamburg, eine Niederländerin, welche

er lieb gewonnen hatte, dort aufzusuchen. — Dieses ungezügelte Benehmen wurde an dem preußischen Hofe höchst mißfällig bemerkt, und König Friedrich Wilhelm der Dritte sandte einen bedächtigen und behutsamen Mann, den Obrist von Massenbach, nach Hamburg ab, damit er den Prinz Ludwig Ferdinand nach Magdeburg bringen solle, wo ihm vorläufig Stadtarrest bestimmt war. Massenbach kam in Hamburg an, hörte von den Ausschweifungen des Prinzen, und begab sich Morgens um vier Uhr zu ihm, den Befehl des Königs ihm ankündigend. Der Prinz, der sich vielleicht kurz vorher erst zu Bette gelegt hatte, zog die Decke über den Kopf, und ließ Massenbach sitzen. Dieser aber wurde dringend, und der Prinz verlangte nur noch drei Tage Frist, um ein Gemälde, welches der Niederländerin bestimmt war, vollenden lassen zu können. Endlich ließ sich Massenbach dazu bestimmen; aber da späterhin der Prinz dennoch sich weigerte, der Aufforderung Massenbachs, ihm nach Magdeburg zu folgen, zu genügen, so mußte letzterer zu ernsteren Maßregeln schreiten, und dem Prinzen andeuten, daß er nun den Prätor von Hamburg requiriren werde. Dies wirkte. Der Prinz folgte, aber mit einem glühenden Zorn beladen. So erzählt man, daß der Prinz unterweges nicht aufgehört habe, leidenschaftlich zu sprechen: „er wolle sich schon rächen! er wolle noch dieses und jenes der ganzen Welt sagen!“

8.

Die Bekenntnisse, welche der Prinz in dieser Leidenschaftlichkeit gemacht hat, müssen sehr hart gewesen seyn, weil der gemessene Massenbach ihm darauf antwortete: „Dann wird die ganze Welt Sie einen Buben nennen.“ Worauf der Prinz erwiederte: „das sey ihm gleichgültig.“ Als er in Magdeburg angekommen war, meldete er dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten, mit dem er nie in genauem Einverständniß gewesen zu seyn scheint, ohnfehlbar, weil beide verschiedene Charactere und Neigungen, verschiedene Lebensansichten und Uranlagen hatten, seine Ankunft. Er blieb dort, und zürnte im Innern, daß er hier sein Leben vertrauern solle. Man sagt, die Königin Luise solle schon damals vergebens bei dem

Könige um die Wiederherstellung der alten Verhältnisse zwischen ihm und dem Prinz Ludwig nachgesucht haben. Auf der andern Seite muß man aber auch gestehn, daß der Prinz, obschon er eigentlich zu einem zweiten Alcibiades sich eignete, und schon jetzt die Liebe der ganzen Armee hatte, nichts dazu that, dem regierenden Herrn entgegen zu kommen; er fühlte seine innere Kraft und wollte gesucht seyn. In den Zeiten Roms würde er an dem mäßigen preußischen Hofe ein zweiter Katilina, aber mit höherer Würde — denn diese verließ ihn nie da, wo es Zeit zur Darstellung war, gewesen seyn! Es ist bekannt, daß ihm, dem beliebten Führer der Armee, Zusicherungen insinuirt wurden, wodurch das Haus Hohenzollern eine andere Gestaltung annehmen solle; er lehnte aber, obschon er sich ägrirt fühlte, alles ab. Er schrieb durchaus nichts zu seiner Entschuldigung an den Monarchen, vielmehr äußerte er immer lauter seine Unzufriedenheit. Er, der General-Lieutenant mußte es ertragen, daß an den Thorposten die Ordres gegeben waren, ihn nicht hinauspassiren zu lassen. — Endlich legte sich seine Schwester, die Fürstin Radziwil, in das Mittel; sie verabredete mit dem Prinz eine Zusammenkunft in Brandenburg; in bürgerlicher Kleidung reiste er von Magdeburg dorthin, und als er seine Schwester dort nicht vorfand, nahm er ohne alle Rücksicht seinen Weg weiter in die Residenz, obschon er wissen mußte, daß seine Anwesenheit dem Könige nicht lange unbekannt bleiben konnte. Indeß das Wagstück gelang; durch die Vermittlung bedeutender Stimmen am Hofe erfolgte seine Aussöhnung mit dem Könige, und der Stadtarrest wurde aufgehoben.

9.

Einen bedeutenden Unterschied in seinem ganzen Benehmen, und eine große Unzufriedenheit bemerkte man in den letzten Monaten des Jahres 1805 an ihm, wo Preußen, waffengerüstet im Felde dastehend, Zuschauer der Schlacht von Austerlitz (2. December 1805) gewesen, und nach deren Erfolg heim gezogen war. Er stand nun an der Spitze der Mißvergnügten und der Prinz war zu leidenschaftlich, als das er über das angenommene System der Regierung nicht laut sich hätte

äußern sollen. Dem Hofe blieben diese Aeußerungen nicht verborgen, und er hatte an diesem Hofe nur eine bedeutende Person, welche entschieden gegen die französische Partei sich erklärte; diese Person war die Königin selbst, die aus Gründen zwar überall nur öffentlich den Prinz Ludwig Ferdinand sprach, die aber doch dieselbe Kränkung und Beleidigung fühlte wie er, und die bei der anwachsenden französischen Macht den Uebermuth der Emporkömmlinge und den Verfall des Vaterlandes fürchtete wie er. — Die Erbitterung des Prinzen über das preußische System vor und nach der Austerlitzer Schlacht äußerte sich mitunter etwas sehr ungestüm. So war er der Anstifter eines „Vivat!“ welches die Gensd'armen-Offiziere dem damaligen Baron, nachherigen Fürsten Hardenberg brachten, weil dieser den Krieg gegen Frankreich als staatsnothwendig verlangt gehabt, und eben so war er es, der dem Graf Haugwitz, welcher für die französische Partei gestimmt hatte, damals nach Studentenmanier ein „Pereat!“ brachte, wenn auch der Prinz selbst vielleicht nicht dabei war. Genug, dem Graf Haugwitz wurden bei dieser Gelegenheit die Fenster eingeworfen.

10.

Daß er noch, nachdem die Schlacht bei Saalfeld verloren war, auf dem Markt von Saalfeld eine Flasche Champagner geleert haben solle, wie mehrere öffentliche Blätter behaupteten, ist eine grobe Lüge; und selbst wenn es geschehen gewesen, könnte man deßhalb ihm die Besonnenheit nicht absprechen. — Er suchte sich, als alles verloren war, auf einem lichtbraunen national-englischen Pferde zu retten, als er zu weit in die feindlichen Linien sich gewagt, und zu lange in Saalfeld sich aufgehalten hatte. Es gelang ihm anfänglich, den verfolgenden Dragonern zu entkommen. Bald aber — der flammende Stern auf der Brust bezeichnete einen bedeutenden Führer — wurde er umritten, und ein französischer Sergeant (Dragoner zu Pferde) rief ihm zu: prennez pardon! — Der Prinz, in diesem furchtbar entscheidenden Moment sehr exaltirt, erwiederte schnell: je suis prince de Prusse; je ne prenderai jamais pardon! —

und er suchte sich noch zu vertheidigen, bis eine Pistolenkugel der Feinde ihn rückwärts vom Pferde stürzte. Dieses lief fort, der hohe Leichnam aber ward eine überraschende Beute der vordringenden Sieger.

11.

Aber auch der Feind hatte Achtung vor dem Gefallenen. Er wurde nach Saalfeld gebracht, und dort feierlich bestattet. Die anwesenden Offiziere höhern Ranges folgten der Leiche, und es war ein unermeßliches Gedränge, den Leichnam im Sarge zu sehen. Ein jeder gestand, daß er nie einen schönern Todten gesehen habe. Rasch, wie sein ganzes Leben gewesen, war auch der Tod an ihm vorüber gegangen; von seinen fürstlich-großen Zügen war keiner entstellt. Die Herzogin von Coburg ließ die Stirn des Entseelten mit einem Lorbeerkranz umwinden, und auch die Feinde achteten diese Ehrenbezeugung, eben so wie sie es selbst betrieben, daß ihm Degen, Schärpe und Ordenschmuck auf den Sargdeckel gelegt wurden. Etwas von seinem Haupthaar als Erinnerung an den liebenswürdigen Prinzen zu haben, darum drängte man sich, und selbst die hohen Gewalthaber der französischen Armee hörten die Nachricht, von dem fast selbst gewählten Tode dieses jungen Mannes, der eine bessere Entwicklung seiner Talente verdient hätte, mit großer Betrübniß. — In der Schloßkirche zu Saalfeld wurde er beigesetzt, dicht daneben, wo ein tapferer Prinz von Sachsen-Coburg, der für das Haus Oesterreich in dem letzten Türkenkriege ruhmvoll fiel, den langen Schlaf schläft.

12.

An dem preußischen Hofe netzten sich sehr viele Augen beiderlei Geschlechter, als man das Schicksal des Prinz Ludwig, die Verzweiflung, mit welcher er den Tod zuletzt aufgesucht hatte, erfuhr. Nur rauhe Härte konnte in der Familie und in der Umgebung des Hofes kalt und

streng an seinem Tode vorüber gehen. Man fand auch wohl diese rauhe Härte. Eifersüchtige Ehemänner waren im Stillen froh, den Liebling der Frauen entfernt zu sehen, und nicht ohne Grund haben wir den Prinz Ludwig den zweiten Alcibiades genannt. Ob freilich Alcibiades auch so schonungslos über seine Abentheuer im Felde der Liebe gesprochen habe, als Prinz Ludwig es that, wenn er eine Bekanntschaft wieder aufgegeben hatte, das muß dahin gestellt bleiben; so viel ist aber gewiß, daß der Prinz, ohne des Genusses sich rühmen zu wollen, in Momenten der Leidenschaft sehr schonungslos über das weibliche Geschlecht und über Einzelne urtheilte. —

13.

Das Privatleben des Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen enthält eine Menge von Zügen, wobei seine joviale Laune, oft aber auch seine jugendliche, abentheuerliche Lust deutlich sich ausspricht. Häufig aber auch sieht man das Hervorleuchten wahrhaft = fürstlichen Edelsinnes. Einiges davon mag hier bemerkt werden.

Als in Berlin Werners „Weihe der Kraft" zuerst auf das Theater gebracht wurde, war ein großer Theil des Publicums damit unzufrieden, Luther auf den Brettern erscheinen zu sehen. Man suchte den Prinz Ludwig Ferdinand dazu zu reizen, die Stimmung einer bedeutenden Partei öffentlich zu verkünden. Er ging darauf ein, und an einem Abend sah man einen glänzenden Fackelzug. Mehrere hundert Fackelträger zu Pferd umgaben einen großen Schlitten, in welchem maskirt Dr. Luther saß. Auf der Pritsche saß Katharina von Bora mit der Hetzpeitsche, und auf dem Sattelpferd des großen Schlitten saß eine hinten und vorn verwachsene weibliche Person, welche aus dem Privatleben Luthers bekannt seyn soll, mit der schwingenden Peitsche. So ging der Zug um das Schauspielhaus herum, und das Aufsehn welches dieser Insult erregte, war von Bedeutung, um so mehr, da der preußische Hof reformirt, das

Land aber lutherisch war. Man glaubte darin eine Beziehung zu finden, wo doch nur der launige Einfall des Prinzen die freilich unziemende Burleske bewirkt hatte. Der König selbst war zu dieser Zeit in Berlin nicht gegenwärtig, sonst würde Prinz Ludwig vielleicht nicht an der Spitze einer so übertriebenen Satyre haben stehen dürfen. —

14.

Prinz Ludwig von Preußen kommandirte als General-Major ein in Magdeburg stationirtes Regiment der Infanterie. Zwei gute Stunden von Magdeburg hatte er ein Jagdschloß, „Schricke," eigenthümlich im Besitz, und verlebte hier seine besten Tage. Freilich ging man auch bei ihm oft erst zu später Abendzeit zur Mittagstafel. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1806 begleitete er, als er die Marschordre schon kannte, zwei Bekannte des Bürgerstandes, die ihm werth geworden waren, als sie Abschied von ihm nahmen, vor das Schloß, und sagte: „Ich will mir mein geliebtes „Schricke" noch einmal ansehn. Morgen verlasse ich es, und werde es gewiß nicht wieder sehn!"

Der Prinz sprach bei dieser Gelegenheit fast sarkastisch über die Anlage des Krieges gegen Frankreich, schien mit dem preußischen Hof in Unbill gerathen zu seyn, und schloß mit den Worten: „Ich werde fechten wie ein Verzweifelnder, aber ich werde den Sturz meines Vaterlandes, den ich voraussehe, nicht ertragen können!"

15.

Leidenschaftlich liebte er die Musik, und war selbst ein sehr ausgezeichneter Klavierspieler, und glücklicher Komponist. Er spielte so geistreich und schön, daß der große Klavierspieler Wölfl, als er den Prinz spielen hörte, unumwunden, ohne alle Heuchelei gestand, daß er selbst

gegen dieses Meisterspiel noch ein Lehrling sey. Mehrere Stunden lang konnte er aber auch auf dem Instrument in Phantasien sich vertiefen, und er ließ sich ungern darin stören. Ohnerachtet er ganz für den großen Styl der Musik lebte, so war doch seine liebste Operette, so lange er in Magdeburg sich aufhielt, wo er niemals im Theater fehlte, das flach=alltägliche Gesangspiel: „die Schwestern von Prag.“ Während seines Aufenthalts in Magdeburg wurde dieses Stück auf sein Begehr vielfach gegeben, und der Prinz war gewöhnlich nicht etwa in der großen Loge, sondern im Orchester, wo er denn auch wohl selbst ein Instrument nahm, und mitspielte. — Den Kapellmeister Dussek hatte er zuletzt förmlich für sich engagirt, und ließ ihn auf seinem Jagdschloß Schricke zurück, als die preußische Armee 1806 durch Thüringen den Franzosen entgegen marschiren wollte, So wenig der Prinz strenger Wirth war, so hielt er es aber doch für nöthig, seinem Haushofmeister zu befehlen, daß dem Dussek täglich nur eine bestimmte Quantität Wein gegeben werden solle. *) —

16.

Als Prinz Ludwig im Jahre 1793 in Frankfurt am Main, welches die Preußen besetzt hatten, sich befand, waren bald die ausgezeichneten Musiker um ihn versammelt, und nicht allein von seinem Spiel, sondern auch von seinem freien, liebenswürdigen Betragen bezaubert. Zu einem dieser Männer kam in dieser Zeit mit einem nicht unbedeutenden Empfehlungsschreiben ein fremder, armer, durch langwierige Krankheit herunter gekommener Musikus. Der Empfohlene gab eine Probe von seinem Spiel ab, und zeigte eine sehr schätzenswerthe Kunstfertigkeit. Der Protector versprach ihm daher, daß er ihn

*) Dieses Quantum soll täglich gewesen seyn, außer dem Frühmal, eine Flasche Medoc, zwei Flaschen Burgunder und eine Flasche Champagner.

dem Prinz Ludwig von Preußen empfehlen wolle, und er that es. „Taugt er etwas?“ fragte der Prinz. Jener bejahete mit Enthusiasmus, und der Prinz schlug vor, daß der Mann ein Concert auf Abonnement geben solle. Er unterzeichnete sogleich einen Friedrichsd'or, besann sich aber bald anders und sagte: „Kündigen Sie in der Affische mit an, daß ich in dem Konzert eine Klavier-Sonate spielen werde;“ das will ich; vielleicht ist das dem armen Manne nützlich! — Die Unterschrift des Prinzen, und seine Mitwirkung gaben der Einladung ein entschiedenes Gewicht; wer auf Ton und Bildung Anspruch machte, subscribirte, und der Konzertsaal war überfüllt. Der Musiker spielte mit großem Beifall, und der Prinz spielte mit noch weit größerem die versprochene Sonate. Nach Ende des Konzerts wollte der durch den Prinz Ludwig wieder empor geholfene Musiker ihm danken: „Lassen Sie es gut seyn,“ lächelte Ludwig jovial, „ich freue mich, daß ich Ihnen nützlich seyn konnte; übrigens habe ich noch das Vergnügen, zu sehen, daß ich eine richtige Logik besitze. Das volle Haus befriedigte meine Erwartung; ich weiß, daß die Leute glauben, ein Prinz muß alles besser verstehen, als andere ordinäre Menschenkinder, und folglich auch ein gewaltiger Musiker seyn. Sie haben mir Gelegenheit gegeben, mich von der Wahrheit der Hypothese zu überzeugen; dafür bin ich Ihnen Dank schuldig, und so lassen Sie uns abrechnen.“ Außerdem empfahl der Prinz den Musiker einem Reichsfürsten, in dessen Kapelle er anständig angestellt wurde. —

17.

Nicht bloß bedeutender Musiker war der Prinz. In allen Fächern der Wissenschaft suchte er sich zu vervollkommnen, und sein vorherrschendes, glänzend-großes Talent unterstützte ihn in dieser Lust und diesem Trieb, den man bei ihm genial nennen darf. So lernte er als General-Lieutenat noch die griechische Sprache. Es war dies während seines Aufenthalts in Magdeburg, und

Delbrück (damals Rektor am Pädagogium Kloster unseren lieben Frauen, nachher Erzieher des Kronprinz von Preußen), ohne Zweifel einer der elegantesten, geschmackvollsten Literatoren der neuern Zeit, gab dem Prinz Unterricht darin. In ganz kurzer Frist brachte der Prinz es so weit, daß Delbrück mit ihm den Homer in der Ursprache lesen konnte. —

18.

Seine Finanzen waren oft sehr zerrüttet, denn ein so liberaler Mann, wie er, der allen Menschen wohl wollte, hätte Millionen in einem Tage durchbringen können. Man durfte ihn allerdings einen Verschwender nennen, aber er war ein sehr edler Verschwender. Für sich selbst gebrauchte er im Ganzen genommen wenig, und die innere Einrichtung seiner Wohnung war überall einfach, zwar geschmackvoll, aber nie überladen, nie fürstliche Pracht zeigend. In Magdeburg, in dringender Geldnoth sich befindend, wandte er sich einstmals an seinen Vater, den Prinz Ferdinand, und durch andere, hinzukommende Verwendungen fand sich der Vater, der in dem Ruf eines sehr kargen Mannes stand, bewogen, den Sohn aus seiner Verlegenheit zu reißen. Er sandte ihm daher durch einen Leibjäger hundert Friedrichsd'or, um davon seine Schulden zu bezahlen, — ein Tropfen Wasser für einen Fieberkranken. Der Prinz schenkte auch sogleich die Goldrolle dem Leibjäger, der sie ihm überbracht hatte, als don gratuit. —

19.

Es war während des Revolutionskrieges in Minden. Ein dort anwesender Emigrant, der in Frankreich alles zurückgelassen, und nur das nackte Leben gerettet hatte, wandte sich mit der Bitte um Unterstützung an den Prinz Ludwig. „Wer waren Sie in Frankreich?“ fragte ihn der Prinz. — Kaufmann, wohlhabend zu nennen, Be-

sitzer eines Hauses und eines Materialladens — erwiederte jener. „Ungefähr von jenem Kaliber?“ fuhr der Prinz fort, und zeigte aus dem Fenster nach dem Hause gegenüber, in dem ein Materialist wohnte, und einen kleinen Laden hielt. Der Emigrant bejahete. „Warten Sie,“ sagte der Prinz, sich entfernend. Bald kam er zurück und sprach: „Das Haus da drüben ist Ihr Eigenthum; nach acht Tagen können sie einziehn.“ Er war hinüber gegangen, und hatte den Kaufmann bewogen, das Ganze, wie es war, für den Emigranten um den Preis von 10000 Thalern zu überlassen; doch war er selbst in diesem Augenblick nicht reich.

20.

Im Sommer 1806 war er in Berlin. Durch öffentliche Blätter wurde das Publikum vor einem tollen, genau bezeichneten Hunde, der umher laufe, und schon Schaden angerichtet habe, gewarnt. An demselben Nachmittage, als der Prinz die Warnung gelesen, stand er in der Lindenstraße vor dem großen Gasthofe, die Sonne, als vom Brandenburger Thor her ein Hund, wie der bezeichnete, gelaufen kam. Kaum sah der Prinz den Hund, als er auch gleich ihm nacheilte, ihm in den Nacken packte, und so lange festhielt, bis ein herzueilender Polizeidiener das Thier in Augenschein nehmen konnte. Dieser fand sogleich, daß dieses der Hund nicht sey, auf welchen man aufmerksam gemacht habe; der Prinz ließ daher das Thier wieder los, und wandte sich mit den Worten: „Recht dumm! Ich freute mich schon, etwas Gescheutes gethan zu haben!“ —

21.

Der Prinz Ludwig war ein sehr beherzter, erfahrner und schöner Reiter. In letzterer Hinsicht bewährte er es, daß der Reiter das Pferd, und nicht das Pferd den Reiter zieren muß. Uebrigens aber war auch sein Marstall

mit den feinsten Pferden besetzt, und er sparte keine Kosten, ächt englische Raçe in seinen Ställen zu sehen. Obschon dies die größte Liebhaberei des Prinzen war, und ihm einst seine schönsten Reitpferde in Hohenziatz durch die Unvorsichtigkeit der Stallknechte im Stall, der in Feuer aufging, verbrannten, so ertrug er doch diesen Verlust mit Mäßigung, und verzieh sogar den unvorsichtigen Dienstleuten. — Von seiner Geschicklichkeit im Reiten nur dieses. Seit vielen Jahren hatte er ein schwarzes, englisches Pferd, das bereits ausgedient zu haben schien. Dennoch wettete der Prinz, daß er sich auf das ungesattelte Pferd verkehrt setzen, statt des Zügels einen seidenen Faden an die Trense (Gebiß) gebunden, in die Hand nehmen, und so mit dem Schwarzen über eine Barriere, etwas über vier Fuß hoch setzen wolle; wenn der seidene Faden reiße, oder der Reiter herabfalle, so sey die Wette verloren. Der Schwarze sprang, der Reiter blieb sitzen, der seidene Faden hielt, und der Prinz gewann seine Wette. —

22.

Von seiner Unermüdlichkeit im Reiten folgendes. Er war, wie wir gehört haben, bei den preußischen Truppen gewesen, welche die Demarkationslinie bis Hamburg hin zogen, und in Hamburg selbst hatte er nicht allein viel Geld verschwendet, sondern auch eine Verbindung angeknüpft, welche der Hof für zu folgereich hielt, als daß er der Fortsetzung dieser Verbindung nicht hätte Hindernisse in den Weg legen sollen. Der Prinz, in die Garnison Magdeburg zurück gekehrt, erhielt Stadtarrest, und an den Thoren hatten die Schildwachen sogar die Ordre, den Prinz, wenn er durchreiten wollte, zurück zu weisen. Außerdem hielt der Gouverneur, Feldmarschall von Kalkstein, und der Inspecteur, Herzog von Braunschweig, streng darauf, daß der Prinz jeden Morgen um eilf Uhr bei der Parade erschien, wo ordnungsmäßig jeder Officier zu erscheinen verpflichtet war. Der Prinz erschien zwar regelmäßig auf der Wachtparade, aber er umging

doch den Stadtarrest. Ein anderer Gegenstand fesselte ihn jetzt statt der schönen Niederländerin, die er in Hamburg kennen gelernt, und so viel ist gewiß, daß er — Berlin ist von Magdeburg 18 Meilen entfernt — öfters seine raschen Reitpferde in gerader Richtung als Relee vorausschickte, nachdem er auf der Wachtparade gewesen, sich in Bürgerkleidung warf, zum Thor hinaus ritt, und am folgenden Morgen doch wieder auf der Parade zu Magdeburg als Prinz und General erschien. In diesen 23 Stunden war er also nach Berlin hin und zurück geritten, und hatte dort incognito doch gewiß mehrere Stunden sich aufgehalten. Eine riesenhafte Natur gehört dazu, solche Ermüdungen öfters zu wiederholen, und nicht zu unterliegen. — Eben so war es für ihn ein Lieblingsvergnügen, bei der Feldjagd zu Pferde die Hasen ohne Hund zu verfolgen, und sie mit der Hetzpeitsche zu ereilen. Es mag wenige Reiter geben, die ihm in den verwegenen Ritten dieser Art nachkommen. —

23.

Wir kommen bei dieser Berührung auf seine Jagdliebhaberei. Diese war ihm fast Leidenschaft. Er war seines Schusses so gewiß, daß er der Schildwache öfters einen Species=Thaler in die Hand gab, und wenn der Soldat in der Spitze der Finger des ausgestreckten Armes die Münze hielt, nachdem der Arm fest angelehnt war, schoß der Prinz die Münze heraus, und diese gehörte dann dem Soldaten. Das Vertrauen zu diesem Schuß, der an Wilhelm Tell erinnert, war in der Garnison bald so groß, daß kein Soldat mehr bei diesem verwegenen Versuch die geringste Furcht bezeigte. — Das Gut Schricke hatte er bloß der schönen Jagd wegen an sich gekauft, und außerdem ertheilte ihm der König die Jagd in den bedeutenden Revieren der Kolbitzer Forst. Da bildete er dann auch ein bedeutendes Jagdgestell, welches nennenswerth geworden seyn würde, wenn die Invasion der Franzosen im October 1806 nicht den ganzen Wildstand,

der bereits vielen kostbaren Aufwand gemacht, gestört hätte. —

24.

Ludwig war, wie alle große, geniale Menschen, zwar kein leidenschaftlicher, aber ein wilder Spieler, und daher verlor er in der Regel, und verlor viel. Ein großer Theil seiner zurückgelassenen Schulden entspringt von diesem Unglück im Spiele. Seine nächsten Umgebungen ließ er aber auch sehr oft absichtlich gewinnen, um ihnen das, was er ihnen gern geben wollte, zuzuspielen, und ihnen den Dank zu ersparen. — Im Genuß geistiger Getränke war er zwar nicht zu mäßig, aber auch nicht unmäßig. Man hat ihn nie so berauscht gesehen, daß der Gott Bachus sich der Freiheit seiner Sinne bemächtigt gehabt hätte. Die Vorwürfe, welche ihm von Unberufenen darüber gemacht werden, sind ungegründet. Er war leidenschaftlich, unzufrieden mit seiner Lage; das hat man oftmals für einen Rausch angesehn. — Er blieb unverheirathet; übrigens war er aber nicht Verächter des weiblichen Geschlechts, wie schon früherhin angegeben worden.

25.

Mit dem Hofe war der Prinz Ludwig selten in ganz genauem Einverständniß, und späterhin als General war er es nie mit dem Inspecteur, dem Herzog von Braunschweig. Seine hochfliegenden Talente setzten sich über alle Formen hinweg. Nur der Artigkeit des Herzogs von Braunschweig hatte er von dem Jahr 1802 bis 1806 es zu danken, daß manche Ausschweifungen, manche Subordinationsfehler, die er beging, nicht angezeigt wurden. Bei den großen Musterungen, die der Inspecteur des Morgens ganz früh hielt, hatte der Prinz gewöhnlich noch nicht geschlafen; was Tag und Nacht war, das wußte er eigentlich nicht. Durch narkotische Mittel angestrengt, setzte er sich dann zu Pferde; aber, so liebreich er sonst

war, — vor der Front erschien er eben so streng, wie der Herzog von Braunschweig, den man nicht wieder kannte, wenn er die Linien musterte. Er wußte den Dienstmenschen von dem wirklichen Menschen sehr wohl zu unterscheiden, und wenn ihm auch der letztere lieber war, so vergaß er doch Rang und Würde nie, sobald er in Rang und Würde sich zu zeigen hatte. Nie hat er wohl die Würde eines preußischen Prinzen glänzender dargestellt, als bei der großen Heerschau zu Körbliß im Frühjahr 1804, wo er den französischen Generalen, die von Hannover ab zu dieser Heerschau sich eingeladen hatten, zur Seite gegeben wurde. Der jetzige König von Schweden, damals General Bernadotte genannt, hatte die Besitznahme Hannovers in dem englisch-französischen Kriege geleitet, und wurde auf dem Schloß Pietzpuhl nahe bei dem preußischen Lustlager erwartet. Er kam aber nicht (es ist unbestimmt geblieben, ob er nicht incognito dort gewesen sey), wohl aber die Generale Berthier, Rivoud, Michaud u. s. w. mit einem nicht unbedeutenden Gefolge. Obschon die Unterhandlung wegen Hannover, schon im Werke war, so empfing man sie, die alle sonst am preußischen Hofe üblichen Formen zu verhöhnen schienen, doch sehr kalt, und Prinz Ludwig zeigte bei dieser ihm aufgedrungenen Begleitung musterhaft hohe Würde, Vaterlandsliebe und die Mäßigung verhaltenen Grolles.

26.

Prinz Ludwig war ein sehr wohl gewachsener, etwas hagerer Mann von bedeutender Größe. Was für ihn allgemein interessiren mußte, war seine Figur, seine glücklich aufgefundene Haltung des Körpers, und sein wohl geformtes Gesicht. So lustig der Prinz auch im Privatleben seyn konnte, so war doch in seinem Gesicht sein Rang so deutlich ausgeprägt, daß ihm stets alle Achtung zu Gebot stand. Mogte er auch ausschweifen; das Formenwesen beobachtete er immer genau, und daher fand man ihn nie —

nach Art der Schwärmer — unordentlich in der Kleidung. Er war, ohne geziert und manierirt zu seyn, allen jungen Officieren ein Muster für Kleidung und Haltung. Sein Gesicht war in den letzten Zeiten allerdings etwas verlebt, aber die Haltung des schön gebildeten Körpers blieb immer dieselbe. Seine Stimme war hohl, aber volltönend; er sprach gern, ohne Schwätzer zu seyn; eher war er sarkastisch, aber in der gutmüthigen Art. — Der Geringste und der Höchste, Europa und Südindien waren ihm gleich; Kosmopolit im vollen Sinne des Worts, kam er oft in Widerspruch mit seinen Erziehungsgrundsätzen, und mit dem Fürstenrang.

27.

Sein Plan ging weiter hinaus; da er selbst nicht mehr ist, kann die Geschichte nichts darüber sagen. So viel aber kann bemerkt werden, daß, wenn er nicht bei Saalfeld sich übereilt hätte, er der Entwickelungsperiode von 1813 voranzueilen gestrebt haben würde. Er war ein Anlehnungspunkt, dessen Verlust jeder Redliche beklagen muß. Einem Schill und Oels würde Prinz Ludwig gewiß nicht den Vorrang gelassen haben, und seines Namens, seines Aufrufs hätte es nur bedurft, um große Massen streitlustiger Krieger in den hohlen Lägern zu vereinen. Gefährlich aber würde es gewesen seyn, eine neu aus sich selbst sich bildende Armee einem Prinz Ludwig anzuvertrauen; das, was seit langen Jahren schon in ihm jährte, das Streben nach Herrschaft und Independenz hätte er dann bei der mißlichen Lage der damaligen preußischen Verhältnisse höchst wahrscheinlich in Wirksamkeit gesetzt, und vielleicht eben darum, weil man dieses Streben wohl kannte, erhielt er in dem Feldzuge von 1806 die Avantgarde und nicht die Reserve. Bei jener hatte man ihn stets im Auge; letztere hätte er, wenn die Hauptarmee in einer Hauptschlacht geworfen wurde, wie es geschah, willkührlich benutzen können. Hätte Prinz Ludwig den Befehl der Reserve bei Halle gehabt, er hätte ohnfehlbar unter seinem Kommando eine

große Armee unter den Wällen von Magdeburg gesammelt, und mit dieser Armee unabhängig gehandelt; eine Hauptarmee existirte nicht mehr, und die Willkühr, nach welcher er rang, wäre ihm in die Hände gegeben gewesen. Das Fatum entschied anders; sein Name wird noch lange genannt werden als der eines liebenswürdigen, talentvollen, kenntnißreichen, humanen Prinzen; es war gut, daß der Tod ihn hinnahm. Späterhin würde er, unzufrieden mit der ganzen Welt, unbefriedigt von seinen Anforderungen an die Natur, Menschenfeind geworden seyn, und gewünscht haben, seinen Geburtsbrie zerreißen zu dürfen.

Charakterzüge aus dem Leben des Kaisers Maximilian I.

Geboren den 22. März 1459, gestorben den 12. Januar 1519.

1.

Maximilian war mittelmäßiger Größe von einer schönen Gesichtsbildung. Würde und Anmuth hatten sich in seiner königlichen Miene gepaart und ihn solcher Gestalt ausgezeichnet, daß ihn jeder Fremdling ganz leicht als den Monarchen erkannte, wenn er auch im Kreise mehrerer Fürsten stand. Sanft lächelte sein blaues Auge unter einer edel gewölbten Stirne hervor; erhaben und Adlermäßig gebogen war seine Nase, schön gerundet sein Mund, voll seine Wangen, männlich die Farbe seines Gesichtes, etwas hervorragend sein Kinn, lichtbraun sein Haar und majestätisch sein Gang, abgehärtet zu allem Ungemache jeder Art sein ganzer Körper; sanft und gefühlvoll sein Herz, ächt seine Frömmigkeit, und Gerechtigkeit sein Stolz; ungetrübt der Grund seiner Seele. Er war ein strenger Richter seiner eignen Thaten; das Lob der Nachwelt schätzte er. Groß war er an Weisheit, mächtig an Verstand, vieler Sprachen kundig, und Beredtsamkeit träufelte wie Honig von seinen Lippen. Im Schlachtengemenge stand er als Held, und unerschrocken in Gefahren; an Kriegskunde übertraf er alle seine Zeitgenossen. Im Frieden waren Ritterspiele, Roß und Jagd seine Vergnügungen. So zeichnet ihn Lemnius Emporikus. Paul

Jovius nennt ihn einen wegen sehr vorzüglichen Leibs- und Seelengaben, berühmten Fürsten. Und Guicciardin schreibt: er sey ein Regent gewesen, der in der Kriegskunst höchst erfahren, emsig, verschwiegen, arbeitsam, mild, gütig und voll ausnehmender Gaben und Zierden war. So wie ihn diese schildern, eben so beschreiben ihn alle gleichzeitigen Geschichtschreiber.

2.

Zu dem bereits entworfenen Gemälde gehören noch einige Züge es ganz zu vollenden. Vor allen andern muß seiner Mäßigkeit im Essen und Trinken Erwähnung gemacht werden, weil sie eine Tugend an ihm war, die in seinem Zeitalter nur selten bei den Großen gefunden wurde. Den Säufern war er höchst Feind, er erließ deswegen strenge Gesetze, und wer sie aus den Seinigen übertrat, wurde entweder vom Hofe geschafft, oder mit einer gewissen Strafe belegt. Ungemein herablassend war er gegen den geringsten seines Volkes, und seine Leutseligkeit war allgemein bekannt. Wenn bei Audienzen jemand vor dem Glanze seiner Majestät blöde wurde und nicht reden konnte, half er ihm freundlich zum Worte; denn einer seiner Grundsätze war: „daß nie ein treuer Unterthan von seines Fürsten Mund und Augen betrübt hinweggehen sollte.“ Im vertrauten Umgange handelte er offen und freundschaftlich, ohne besondere Ansprüche zu machen, und man fand keinen Unterschied zwischen ihm und einem Privatmann. Höchst schonend und mild erwies er sich allen seinen Unterthanen, und vergab sogar denen, welche als Aufrührer in den Niederlanden sich an seiner Person vergriffen hatten, mit wahrer Seelengröße ihren Frevel; bat für sie bei seinem Vater und gab jenen, die ihm den Rath ertheilten, sie hinrichten zu lassen, zur Antwort: „Ich muß ihrer schonen, damit ich sie überwinden, und ihnen öfter verzeihen kann.“

3.

Oeffentliche Schmähschriften und Satyren wider seine Person übersah er mit Stillschweigen und rieth auch seinen Beamten ein gleiches zu thun. Es bat ihn einst einer seiner Sekretaire, eine Schmähschrift, worin er an seiner Ehre angetastet sey, durch ein Verbot zu unterdrücken; allein er erwiederte ihm, dieß können wir mit gutem Rathe nicht thun, mein Lieber! denn alsdann könnten die Pasquillanten auch an uns gerathen. Das Beste ist, wir nehmen uns dessen nicht an, weil wir oft wohl größere Beleidigungen verschmerzen müssen. Dergleichen Schmähschriften verschwinden dann eben so schnell, als sie entstanden sind, und sie dauern gewöhnlich nicht länger, als man in der Kirche singt; Christus ist erstanden. Ein Spötter hatte zu Innsbruck, um ihm seine übertriebene Neigung zur Genealogie vorzurücken, an die Burg an geschrieben:

Da Adam hackte, und Eva spann
Wo war damals der Edelmann?

Maximilian kümmerte sich nicht um den Schreiber; sondern schrieb darunter:

Ich bin ein Mann wie ein andrer Mann
Nur daß mir Gott die Ehre gann.

4.

In der That hatte Maximilian zu viele Vorliebe für diese trügerische und nichts bedeutende Wissenschaft. Er saß oft Tage und Nächte hindurch über Geschlechtstafeln und Stammregistern, und niemand konnte ihn davon abwendig machen, bis endlich sein Koch, der zuweilen auch den Schalksnarren spielte, wenn er eine Wahrheit anbringen wollte, eine Gelegenheit ersah, ihn auf die Nichtigkeit der Genealogie aufmerksam zu machen. Es hatte sich am Hofe ein Fremdling gemeldet, welcher sich erbot, die Abstammung des Kaisers bis auf den Noah zurückzu-

führen. Der Koch, dieses hörend, ging sogleich zum Kaiser und sprach: „Dieser Handel kann Eurer Majestät nicht zur Ehre gereichen; denn da ich Sie jetzt wie einen irdischen Gott verehre, so würden wir dann gar zu nahe verwandt werden, weil wir doch alle aus der Arche Noahs herkommen." Maximilian nahm diese fein gesagte Wahrheit gütig auf, und ließ von dieser Zeit an von seinem Eifer nach, die Geschlechtsregister mühsam auszuforschen.

5.

Seine Religionspflichten erfüllte er pünktlich, und ließ sichs angelegen seyn, die Religion aufrecht zu erhalten. Er ehrte die wahren Gottesverehrer und die Diener des Altars; war aber dessen ungeachtet nicht ihr Diener. Die Gleißner aus ihnen, welche nur vor der Welt scheinen wollten, nicht aber aus Ueberzeugung handelten, verachtete er, und nannte sie niemals anders, als in Schaafspelze verkleidete Wölfe. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß die vierzigtägige Fasten dem gemeinen Volke sehr zur Last fiel, theils wegen Mangel der Lebensmittel überhaupt, theils wegen Abgang der zur Fastenzeit erforderlichen Speisen; daher ersuchte er den Pabst Leo X. sich des Volkes zu erbarmen und diese Fasten auf verschiedene Zeiten im Jahre einzutheilen, und dabei auf die Speisen Rücksicht zu nehmen, damit das Fastengebot niemanden eine Gelegenheit zur Sünde seyn möge. Allein Leo verweigerte ihm auf das Anstiften einiger die Gewährung seines sehr vernünftigen Ansuchens, und Maximilian konnte sich nicht enthalten, dergleichen Rathgeber Gleißner zu nennen, welche mehr für ihren Ruhm, als strenge Zeloten angesehen zu werden, als für das Heil der Seelen besorgt seyn.

6.

Maximilians ausnehmende Tapferkeit sowohl im Kriege als bei Ritterkämpfen, war entschieden, und man konnte mit allem Rechte von ihm sagen, er sey der edelste

und erste Ritter seiner Zeit gewesen. Mit mächtigen Fittigen schwebte der Rittergeist über ihn, modelte alle seine Empfindungen und entflammte seine Einbildungskraft so sehr, daß er Abentheuer aufsuchte und sie bestand, blos um sich als Ritter zeigen zu können. Der Theuerdank bestätigt dieß alles zur Genüge. Gleichwie die Ritter des Mittelalters Religionseifer mit Galanterie verbanden, eben so strebte auch er nach dem Ruhme eines Beschützers der Religion und verehrte das schöne Geschlecht ganz besonders. Er hatte so viele Hochachtung für dieses, daß er sich niemals ein ungeziemendes oder freches Wort in Gegenwart irgend eines Frauenzimmers hohen oder niedern Standes erlaubte; ihre Tugend und Sittsamkeit war ihm heilig, obschon er der Liebe huldigte und als Wittwer einige natürliche Kinder erzeugte. Eben sein Rittergeist war es, welcher ihn zu großen und kühnen Thaten anspornte, ihn zum Manne der Zeit schuf, der Gutes in Deutschland wirken konnte und wollte. Seine hervorstechenden Talente, sein feuriger Geist, seine raschen Thaten rißen auch andere mit sich fort, und sie trachteten, indem sie ihn bewunderten, ihm durch ähnliche Thaten gleich zu kommen.

7.

Er war es, dem Deutschland durch die Einführung der Kultur und die Verbesserung des Geschmackes, die Verfeinerung der Sitten, die Liebe zu Künsten und Wissenschaften, und die Veredlung der Menschheit besonders zu verdanken hat. Auf sein Betreiben wurden die in den Klöstern modernden klassischen Schriftsteller, die Urkunden in den Archiven und alle Quellen und Hilfsmittel der Geschichte hervorgesucht, gelehrte Männer nach Italien, Frankreich und andern Ländern ausgeschickt, dieselben aufzusuchen und ans Tageslicht zu bringen. Das Studium der Geschichte gewann dadurch ungemein, und sehr vorzügliche Historiker entstanden. Er war es, welcher jene Männer ganz vorzüglich belohnte, die sich durch gründliche Gelehrsamkeit, oder nützliche Kenntnisse und Erfin=

dungen hervorthaten. Er bediente sich dergleichen gelehrter Männer bei den wichtigsten Staatsgeschäften, und zwar mit großem Nutzen, und war der Meinung, sie seyen zu Regierungs- und Staatsgeschäften die brauchbarsten, weil sie Gott und die Natur durch besondere Geistesgaben vor den übrigen Menschen ausgezeichnet habe. Er machte sie zu seinen Räthen, schickte sie als Gesandte und ließ sich durch das Murren einiger nicht abhalten, welche glaubten, ihnen allein käme vermöge ihrer adelichen Herkunft das ausschließende Recht zu dergleichen Aemtern zu. Einst wurden einige deswegen zu laut, er aber sprach zu ihnen: „Ich muß wohl dergleichen Männer brauchen, weil andere zu träg und nachläßig sind, etwas zu erlernen, und somit zu solchen Geschäften nichts taugen." Faber führt eine Menge Gelehrte an, die er zu Ehrenstellen erhob und denen er seine Hochschätzung schenkte. Er glaubte seiner Majestät nichts zu vergeben, wenn er mit Gelehrten sich in vertrauliche Unterredungen einließ, über Religion, Philosophie und Arzneikunde mit ihnen schwatzte, ihre Meinungen hierüber vernahm, und auch die seinige an Tag legte. Grünbeck berichtet: er habe selbst einige kleine Werke über die Gärtnerei, über die Falknerei und Jägerkunst, und die Natur der Thiere, nebst diesen eine Sammlung von Kernsprüchen und die Geschichte seiner Aeltern geschrieben. Der Dicht- und Redekunst war er sehr hold und günstig, und er errichtete für sie eigene Lehrstühle zu Wien. Das Studium der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprachen wurde durch ihn in Deutschland emporgehoben; er ermunterte die Kurfürsten zur Errichtung hoher Schulen, und auf sein Zureden entstanden die Universitäten zu Wittenberg in Sachsen und zu Frankfurt an der Oder.

8.

Die bildenden und schönen Künste hatten an ihm ihren Mäcen. Er ließ keinen Künstler unbelohnt, von dem er irgend ein Kunststück verehrt erhielt; er selbst sammelte gerne Kunstsachen ein. Diese Liebhaberei war aller Or-

ten kund; daher benützten sie auch einst die Bürger einer Reichsstadt und brachten ihm während seines Aufenthaltes bei ihnen sein Portrait in Holz geschnitten, gemahlt, emaillirt, oder er auch in Metall und Gips gegossen. Er nahm alle mit Wohlgefallen an und beschenkte die Verfertiger derselben. Als aber des Bringens kein Ende war, und jeder Schmierer und Pfuscher ihm sein Machwerk darbot, sprach er lachend: „Sehet, bei Gott, wohl fromme und gute Spiegelmacher giebt es in dieser Stadt! Ein jeder, der eine große Nase nachmachen kann, kömmt und will uns damit bedienen.“

9.

So wie er Künste und Wissenschaften empor hob, und jene Männer, die sich damit beschäftigten, hochachtete und ihnen ihr Loos angenehm zu machen suchte, weil sie eigentlich die Bildner der Nationen sind, eben so vergaß er auch nicht, verdiente und geschickte Kriegsmänner zu belohnen. Denn indem er selbst von Jugend auf im Schlachtfelde gestanden, bei dreißig Kriege geführt, dabei alle Mühe, Arbeit, Beschwerden und Mühseligkeiten des Kriegers kennen gelernt, und selbst ertragen hatte, so wußte er ihn auch nach Verdienste zu schätzen. Er schenkte daher vielen derselben, die sich um den Staat und das Vaterland wesentliche Verdienste erworben hatten, Grundstücke, Burgen und Flecken, erhob sie in den Adelstand und beehrte sie mit der Ritterwürde. Er selbst erfüllte die Pflichten des obersten Feldherrn nach ihrem ganzen Umfange, sammelte sich die vollkommensten Kenntnisse aus allen Theilen der Kriegskunst, studirte sie und brachte in Anwendung, was nützlich und brauchbar war. Durch ihn wurde das ganze Kriegswesen in Deutschland verbessert. Er theilte die Truppen in Regimenter und Kompagnien ein, gab ihnen Oberste und Hauptleute; ordnete die Stabsparteien an, machte die Waffen bequemer und brauchbarer, vervollkommnete das kleine Feuergewehr, so wie das grobe Geschütz, war selbst ein vortrefflicher Feuerwerker und fand ein ganz besonderes Vergnügen daran, wenn er

mit Kanonen nach einem ausgesteckten Ziele schießen konnte, welches er gemeiniglich weit richtiger traf, als der geschickteste Kanonier. Bei Belagerungen richtete er nicht selten die Kanonen selbst und brannte sie los, gerieth aber darüber auch einigemale in Lebensgefahr. Er erfand die Mörser und Pöller zum Feuereinwerfen, die Piken der Fußknechte, und verbesserte die Reiterlanzen; endlich errichtete er auch die Lands= oder wie andere wollen, die Lanzenknechte, ein Fußvolk nach Art der Schweizer. Er veranstaltete ein eigenes Kriegsrechtsgesetzbuch, und führte eine bessere Zucht unter den Truppen ein. Dabei sah er aber nicht auf die Strenge einer philosophischen Moral, sondern nur auf bürgerliche Sittlichkeit und Muth. Er wußte wohl, daß man den Soldaten nicht zu strenge, aber auch nicht zu nachsichtig behandeln müsse. Darum gönnte er den Seinigen zur Zeit, wenn der Feind entfernt war, auch gerne verschiedene Erholungen und Ergötzlichkeiten, um sie dadurch zum fernern Kampfe muthiger zu machen. Nur gegen Ungehorsam, Meuterei und Abfall war er ein strenger Richter. Immer hielt er über sein Kriegsvolk selbst die Musterung, übte es selbst in den Waffen, führte es persönlich wider die Feinde an, reihte es in Schlachtordnung, focht an seiner Spitze und verließ immer der letzte den Kampfplatz. So also bildete er seine Deutschen zu taktischen Kriegern, und aus seiner Schule gingen Helden und Feldherren hervor, welche die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und auch der Nachwelt geworden sind.

10.

Weil aber Maximilian seine Kriegsleute sehr nachsichtig behandelte, so nahmen sich auch viele derselben die Freiheit heraus, sich nach ihrer Phantasie zu kleiden. Sie gingen in Goldstoff, Sammet oder Seide einher und maßten sich also eines Vorzuges an, der sonst nur dem Adel oder den Doktoren gebührte. Darüber beschwerten sich einige Hofleute und baten den Kaiser, diesen Uebermuth der Lanzknechte durch ein Gesetz einzustellen. Allein er antwortete ihnen: „Was habt ihr für unnöthige Sorgen?

Gönnet doch diesen armen Leuten für ihr unseliges und kümmerliches Leben, dessen Ende sie stündlich zu erwarten haben, diese geringe Freude und Ergötzlichkeit. Sie müssen oft, wenn ihr dahinten steht, voran die Köpfe zerstossen. Es ist Speck auf der Falle, womit man die Mäuse fangt. Seid zufrieden und laßt sie machen. Diese Hoffart ist all ihr Haabe und währt nicht länger als von der Vesperzeit bis die Hühner aufsitzen."

11.

Hätte nun Maximilian auch kein anderes Verdienst um Deutschland, als daß er die Kultur, die Künste und Wissenschaften emporhob, dem Kriegswesen eine bessere Gestalt gab, den Landfrieden, das Kammergericht und die Eintheilung des Reichs in Kreise zur Handhabung der öffentlichen Ruhe bewirkte, so müßte sein Name unsterblich seyn; allein er ließ es bei diesen nicht bewenden, er gab auch sehr nützliche Polizeigesetze, wodurch er die Laster der Trunkenheit, des Fluchens und Schwörens, der Schwelgerei und des schädlichen Müßigganges auszurotten bemüht war; er beschränkte den Wucher, die Monopolien, und verminderte die übertriebenen Preise der Waaren; er suchte zum Besten des Handels und Wandels das zerrüttete Münzwesen auf einen guten Fuß zu gründen, that den Betrügereien der Gastwirthe Einhalt, entfernte unwissende Notarien von öffentlichen Geschäften, und reinigte nach Möglichkeit das Land von allem herumstreifenden losen Gesindel.

12.

Aber ungeachtet er dem Reiche des Guten so vieles erwies, so konnte er es doch nicht allen Ständen und Fürsten recht machen, und es gab sogar einige, welche damit umgingen, ihn entweder des Reichs zu entsetzen, oder wenigstens sehr zu beschränken. Es kamen deswegen auch wirklich einige Fürsten und Herren nach dem Reichstage

zu Worms bei einem rheinischen Kurfürsten zusammen, und berathschlagten unter sich, wie sie das erstere bewerkstelligen könnten. Allein Maximilian wurde kaum hievon benachrichtigt, als er gleichfalls an den Versammlungsort eilte, ohne viele Umstände und unvermuthet in die Versammlung trat, und sie also anredete: „Liebe Herren! weil ihr von wegen des Reichs Nutzen allhier im Rath sitzt, welchen allein mir zu halten gebührt, so habe auch ich mich hiezu einfinden und eurer Handlung zutreten wollen.“ Ohne weiter etwas zu sagen, verließ er sie wieder, schwang sich auf sein Pferd, ritt geraden Weges in das Residenzschloß des bemeldten Kurfürsten, lud sich bei der Kurfürstin zu Gast und nahm bei ihr das Morgenmahl ein. Die schnelle Ueberraschung hatte die Folge, daß sie soglcich auseinander gingen und ihr Vorhaben bei Seite setzten.

13.

Ein andermal wollte man ihm einen Reichsregierungsrath an die Seite geben; die Räthe dessen sollten neun gottesfürchtige, gerechtigkeitsliebende, uneigennützige und leidenschaftlose Männer seyn, die alle Geschäfte auf das Schleunigste zu Ende brächten. Als ihm dieser Vorschlag gemacht wurde, lachte er und sagte: „Er sey wohl zufrieden, dafern sie neun dergleichen Männer finden würden, solche von ihnen anzunehmen; sie möchten demnach fleißig in allen Ländern nach ihnen suchen.“ Man unterließ hierauf das Suchen, weil das Finden zu schwer fiel, und sohin blieb er auch in Zukunft darüber unangefochten.

14.

Besonders schädlich war dem Staate und ihm selbst die Nachsicht gegen seine ungetreuen Staatsbeamten; denn da sie seine Güte kannten, so sündigte mancher Schurke im Vertrauen auf seine Nachsicht, erhob die Staatsein=

künfte und behielt sie öfters zum Theil für sich. Daher geschah es, daß selten Geld in der Kasse war, die Staatsgläubiger oft lange nicht befriedigt wurden, die Truppen manchmal ohne Sold blieben, der Hof verschuldet wurde, sein eigener Kredit sank, er selbst sich Unannehmlichkeiten aussetzte, wie dieses zu Innsbruck geschah, und endlich oft die wichtigsten Unternehmungen den Krebsgang nehmen mußten. Es ist beinahe nicht zu begreifen, wie ein Fürst, der so wie er, auf strenge Gerechtigkeit hielt und die Verbrecher jeder Art nach den bestehenden Gesetzen bestrafte, so schonend und beinahe ohne alle Ahndung die Diebstähle einiger Kassenbeamten konnte hingehen lassen, da doch diese es waren, die durch diese untreue Verwaltung ihn und den Staat um die wichtigsten Vortheile brachten. Der einzige Grund, woraus sich diese Schonung erklären läßt, ist, daß er selbst den Werth des Geldes nicht genug gekannt haben mag. Wie höchst nachsichtig er dergleichen Beamte zu behandeln pflegte, mögen folgende zwei Beispiele zeigen: Es hatte der Staatskasse einst ein solcher Beamter dreitausend Gulden entwendet, er erfuhr es und fragte den Dieb, was er glaube, daß einer verdiene, der ihm so viel gestohlen habe, und als dieser ihm zur Antwort gab: „das Henken,“ schlug er ihm mit der Hand auf die Achsel, sprechend: „Nicht so, wir bedürfen deiner Dienste noch länger.“ Ein Anderer hatte die Einkünfte, die er zu verrechnen hatte, verpraßt, und als er deswegen vor dem Monarchen sich verantworten sollte, vermochte er es nicht. Da er noch beim Monarchen war, langten so eben Briefe an, in welchen berichtet wurde, daß so eben ein Abt eines gewissen sehr reichen Klosters gestorben sey. Maximilian befahl, unverzüglich einen Barbier zu holen, und als dieser angekommen war, mußte er dem diebischen Schlemmer eine Krone scheeren, mit den Worten: „Diese Abtei sollst du haben, und wann du also fortfahrest, wirst du in Kurzem das Kloster miteinander verschwelgt haben.“

15.

So gelinde er sich gegen untreue Staatsdiener betrug, eben so benahm er sich gegen seine diebischen Hofbedienten. Er hatte die Gewohnheit, beim Waschen seine Ringe abzuziehen und sie einem der umstehenden Bedienten zu halten zu geben. Nun befand sich einer darunter, der, so oft ihm dieses Geschäft übertragen wurde, sich unter verschiedenen Vorwänden entfernte, und Maximilian vergaß manchmal während dieser Zeit seine Ringe wieder zu begehren, und so behielt der Bediente ein und den andern zurück. Indessen konnte dieses doch nicht geschehen, ohne daß Maximilian es merkte, aber hiezu stillschwieg. Da aber bei einer Gelegenheit der Dieb wieder nach den Ringen, sie zu halten, langte, zog Maximilian die Hand zurück, indem er sagte: „Ich habe dir neulich auch etwelche zu halten gegeben, die du mir aber nicht wieder gebracht, also darf ich es mit dir nicht mehr wagen." Der Dieb stand nun beschämt und betroffen da, die Anwesenden lachten und er fuhr fort: „Sey gutes Muths! Jetzt kömmt viel Gold und Edelgestein aus Neuindien, da wollen wir andere Ringe machen lassen, damit du wieder etwas zu nehmen habest." Bei diesem ironischen Verweise ließ er es bewenden.

16.

Seine Herzhaftigkeit grenzte oft mehr an Kühnheit als Tapferkeit, indem er nicht selten ohne alle Noth sich in die augenscheinlichsten Todesgefahren begab, aus welchen ihn manchmal mehr ein glücklicher Zufall und ein guter Genius, als sein eigener Muth gerettet zu haben schien. Eben darum, daß er so vielen Gefahren glücklich entkam, (welche alle zu erzählen zu weitläufig seyn würde), entstand wahrscheinlich der Wahn, daß er auf der sogenannten Martinswand bei Zierl in Tyrol durch einen Engel vom Tode sey gerettet worden. Allein die Sache ging natürlich zu, wie es deutlich aus dem Theuer=

dank erhellet. Maximilian wollte den Hofdamen zu Insbruck ein Vergnügen schaffen und hielt eine Gemsenjagd in den Gebirgen um Zierl. Die Damen kamen dahin und hielten an der Straße, um dem Jagen zuzusehen. Maximilian als ein kühner und hitziger Jäger, verfolgte zu hastig eine Gemse und wagte, sie zu erreichen, einen höchst gefährlichen Sprung am Felsen, die Martinswand genannt. Während des Springens brach sein Springstock entzwei und er erhielt sich nur mittelst des Steigeisens mit einem Fuße auf der steinernen Platte noch zurück, sonst wäre er die höchst steile Klippe hinabgestürzt. Er schwebte also gleichsam in Lüften in äußerster Gefahr, konnte weder vor- noch rückwärts, und durfte sich nicht einmal recht bewegen, um nicht abzugleiten. In dieser schrecklichen Lage mußte er eine geraume Zeit verbleiben, bis ein Jäger kam, ihm einen Springstock darreichte, mit welchem er sich wieder aus seiner beklemmten und fürchterlichen Lage riß. Zum ewigen Gedächtnisse dieses Zufalles, ließ er am nämlichen Orte ein Kreuz errichten, wohin noch heutiges Tages die frommen Tyroler wallfahrten gehen.

17.

Doch diese war nicht die einzige Gefahr, die ihm seine Jagdbegierde zuzog. Manchmal wurde er von seinen Leithunden über Abgründe dahingerissen, von herabrollenden Felsenstücken, von wilden Ebern, oder ihn verfolgenden Hirschen und andern wilden Thieren gequetscht, oder verwundet, und entkam nur mit genauer Noth dem Tode. Sein Fürwitz, alles zu sehen und zu versuchen, führte ihn auch manchmal dem Tode entgegen. Er besuchte einst als ein junger Prinz zu Freyburg im Breisgau eine Granatenschleifmühle, stieß mit seinem Schnabelschuhe an das Pollierrad, welches im Augenblicke ihm den Schnabel wegriß, und ihm auch den Fuß und das Leben würde genommen haben, hätte er nicht Kräfte genug gehabt, eben so schnell den Fuß wieder zurückzuziehen. Ueberhaupt war er gewohnt, jedes Wagestück zu unternehmen,

und gar oft begab er sich auf die höchsten Thürme, stand mit einem Fuße auf einen hinausragenden Balken und maß mit dem andern anderthalb Schuhe in die freie Luft hinaus. Indem er so mancherlei Gefahren glücklich entronnen war, so erwählte er sich in seinen spätern Jahren ein hiezu passendes Sinnbild, nämlich ein Rad, das außenher mit Schwertern und Streitkolben besetzt war, über welchem ein Reichsapfel, unten aber ein Granatapfel schwebte mit der Ueberschrift: per tot discrimina, durch so viele Gefahren.

18.

Da sich Maximilian von Jugend auf durch Jagdbeschwerden, durch alles Ungemach der Jahreszeiten und des Krieges, wie auch durch beständige Leibesübungen abgehärtet hatte, so erwarb er sich auch eine ungemeine körperliche Stärke, wovon er eine Probe zu Ensisheim ablegte. Er wollte da aus einer mit einem großen und starken Markschlosse verwahrten Kiste einige Schriften heraus haben; als man aber nicht sogleich den Schlüssel zum Schlosse fand, wollte er dieses aufreißen. Und da ihn hierüber seine Räthe ermahnten, daß er sich deswegen keine Mühe geben möge, weil es doch wohl nicht möglich sey, dies zu bewerkstelligen, so faßte er das Schloß in beide Hände fest und drehete es im Grimme ab, worauf er zu ihnen sprach: „So meint ihr, daß Gott und die Natur nicht auch den Kaisern und Königen starke Fäuste gegeben habe?“ Diese seine Stärke erwies er auch bei den Turnieren, und sie verschaffte ihm manchen Rittersieg.

19.

Zum Beschlusse seiner Geschichte sind nur noch einige seiner weisen Sprüche anzuführen; dergleichen waren: „Es sey leichter, Land und Leute zu gewinnen, als dieselben nachmals in Zaum zu halten. — Der Müßiggang verzehre die Körper, wie der Rost das Eisen. — Wann

es einem am meisten nach seinem Wunsche ergehe, so habe er sich am meisten vor Unglück zu fürchten. — Den heidnischen Schriftstellern müsse man zuhören, wie den Fröschen; den christlichen wie den Nachtigallen. — Die christliche Liebe komme der Bitte zuvor und helfe den Dürftigen ehe sie ansuchen. — Geld und Gut mache seine Liebhaber aus Herren zu Sklaven."

Ferdinand I. Maximilians erhabener Enkel verewigte seinen Ruhm durch eines der herrlichsten Denkmäler, welches er ihm zu Ehren zu Innsbruk in der Kirche zum heiligen Kreuze setzen ließ, auf welchem in vier und zwanzig Alabasterplatten die vorzüglichsten Thaten und Begebenheiten desselben in halb erhabener Arbeit durch einen Meistergriffel dargestellt und mit den schönsten Inschriften geziert sind. Noch heutiges Tages ist dieses Denkmal ein Gegenstand der Bewunderung für jeden reisenden Kenner der Kunst.

Katharina II., Kaiserin von Russland und König Gustav IV. von Schweden.

1.

Es war in späteren Jahren ein Lieblingsprojekt Katharinens, ihre Enkelin Alexandra an den jungen König Gustav von Schweden zu verheirathen, der noch unter Vormundschaft seines Onkels, des Herzogs von Südermannland, stand. Dieser letztere war ein heftiger Gegner der Kaiserin und er brachte ihr zum Hohn eine Verlobung seines Neffen mit einer mecklenburgischen Prinzessin zu Stande. Katharina war außer sich vor Zorn, und konnte diesen so wenig verbergen, daß sie dem schwedischen Abgesandten, der diese Verbindung notifizirte, zurückwies. Nichts destoweniger gab sie ihren Plan nicht auf, sondern wandte so lange alle Mittel der Intrigue und Bestechung bei dem schwedischen und mecklenburgischen Hofe an, bis es ihr in der That gelang, das Bündniß aufzulösen. Nun ward alles angewandt, um den jungen König Gustav zu einem Besuch in Petersburg zu vermögen, wozu sich dieser auch in Begleitung seines Oheims entschloß.

2.

Er kam mit seinem Onkel und einem ziemlich zahlreichen Gefolge am 14. August 1796 in Petersburg an, und stieg bei seinem Gesandten, dem Herrn von Steding, ab. Die ganze Stadt war in Bewegung, um den jungen Monarchen zu sehen. Die Kaiserin, die sich in ihrem taurischen Palast befand, begab sich in den der Einsiedelei, um ihn zu empfangen und ihm glänzende Feste zu geben. Gleich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit ihm schien sie ganz von ihm entzückt, und fast selbst in ihn verliebt zu seyn. Er wollte ihr die Hand küssen; sie litt es aber nicht. — „Nein," sagte sie, „ich werde nicht vergessen, daß der Herr Graf von Haga ein König ist." — „Wenn Ew. Majestät," erwiederte er, „es mir nicht als Kaiserin erlauben wollen, so vergönnen Sie es mir wenigstens als eine Dame, für die ich so viel Ehrfurcht und Bewunderung fühle." — Seine Zusammenkunft mit der jungen Prinzessin war noch weit interessanter. Beide waren äußerst verlegen, und ihre Verwirrung wurde durch die Blicke des ganzen Hofes, die auf ihnen ruhten, noch vermehrt.

3.

Gewiß hatte keine Prinzessin ein größeres Recht auf Glück, als Alexandra-Pawlowna. Im vierzehnten Jahr war sie schon groß und ausgebildet; ihre Gestalt war voll Anstand und Majestät, und diese wurden durch alle Reize ihres Geschlechtes gemildert; ihre Züge waren regelmäßig, ihre Gesichtsfarbe blendend weiß; ihre Stirne trug das göttliche Gepräge einer heitern, reinen und unschuldigen Seele: und diesen schönen Kopf umschatteten dunkelblonde Haare, die immer wie durch die Hände der Feen geordnet schienen. Ihr Geist, ihre Talente und ihr Herz entsprachen ganz diesem bezaubernden Aeußern. Mlle. Willanow, ihre besondere Gouvernantin, hatte die edelsten und reinsten Gefühle in ihre Seele gepflanzt; von

ihrer Kindheit an zeichnete sie sich durch Verstand, Beurtheilungskraft und Sanftmuth aus, und wer sich ihr nahte, wurde von Bewunderung für sie hingerissen.

4.

Eben so schwer war es, nicht nur einen König, sondern überhaupt einen jungen Mann zu finden, der einnehmender und besser erzogen gewesen wäre, oder der so viele Hoffnung für die Zukunft von sich gegeben hätte, als der König von Schweden. Er war siebenzehn Jahr alt, von einem hohen, schlanken Wuchs, und sein ganzes Wesen hatte einen Anstrich von Würde, Verstand und Sanftmuth. In seinen Zügen lag etwas Großes und Stolzes, das, troß seines Alters, Ehrfurcht für ihn erzwang. Er besaß überdies alle Grazien und Annehmlichkeiten des Jünglingsalters, ohne das gewöhnlich damit verbundene kindische Wesen zu haben. Er war auf eine sehr verbindliche Art höflich; alles, was er sagte, war gedacht; den ernsthaften Gegenständen schenkte er eine Aufmerksamkeit, wie man sie selten bei jungen Leuten findet; auch zeigte er Kenntnisse, die eine sehr sorgfältige Erziehung verriethen, und ein gewisser Ernst, den er immer beibehielt, erinnerte an seinen Rang. Der ganze Pomp des russischen Reichs, den man seinen Augen geflissentlich vorlegte, schien ihn nicht zu blenden. Er lebte an diesem glänzenden und zahlreichen Hofe sehr bald mit weniger Zwang, als die Großfürsten selbst, die mit niemand zu sprechen wußten. Aber auch der Hof und die Stadt stellten Vergleichungen an, die sehr zu seinem Vortheil waren. Die Kaiserin selbst gab zu erkennen, daß sie mit Kummer die Verschiedenheit zwischen ihm und ihrem Enkel bemerkte, dessen Brutalitäten und Polisonnerien sie so sehr gegen ihn aufbrachten, daß sie ihn während der Anwesenheit des Königs von Schweden ein oder zweimal in Arrest setzen ließ.

5.

Alle Großen des Reichs strebten um die Wette, Theil an Katharinens Freude zu nehmen; sie selbst ernannte diejenigen unter ihnen, denen es vergönnt wurde, ihrem jungen Gast besondere Feste zu geben, und sie bestimmte auch die Tage dazu. Die Grafen Strogonow, Ostermann, Besborodko, Samoilow zeichneten sich durch Aufwand und Pracht vorzüglich aus. Die Hofleute suchten sich einander durch den Reichthum ihrer Kleidungen zu übertreffen, so wie die Generäle durch die militärischen Schauspiele, die sie sich bemühten dem Könige zu geben; besonders zeichnete sich der alte General Melissino durch die Manöuvres aus, die er ausführte, und durch die prächtigen Feuerwerke, die er abbrennen ließ. Gustav schwebte unaufhörlich in einem Strudel von Zerstreuungen; allein er besaß die Klugheit, daß er die Vormittagsstunden anwandte, um in Gesellschaft des Regenten die Stadt zu Fuß zu durchlaufen, und alles zu besehen, was für ihn interessant und belehrend seyn konnte. Ueberall that er Fragen, oder gab er Antworten, die Geist und Erziehung verriethen.

6.

Man kann leicht denken, daß bei den so häufig auf einander folgenden Festen die beiden jungen Liebenden oft Gelegenheit hatten, sich zu sehen, mit einander zu tanzen und zu sprechen; sie wurden mit einander vertraut, und schienen gegenseitig sich mit Entzücken anzusehen. Die alte Katharina war wie verjüngt; seit langer Zeit hatte sie sich nicht so viel Bewegung gegeben, und so viele Vergnügungen mitgemacht. Die nahe bevorstehende Heirath war kein Geheimniß mehr; sie war das vorzüglichste Gespräch des Tages. Die Kaiserin sprach schon mit dem jungen König und ihrer Enkelin wie mit Verlobten, und munterte sie auf, sich zu lieben. Eines Tages sogar ließ sie in ihrer Gegenwart beide sich den

ersten Kuß der Liebe geben: gewiß den ersten, den die jungfräulichen Lippen der Prinzessin erhalten hatten, und der den süßen, bezaubernden Eindruck auf lange Jahre zurücklassen konnte.

7.

Unterdessen arbeitete man an der Abschließung der Bedingungen für diese gewünschte Verbindung. Der einzige Artikel, der einige Schwierigkeiten machte, war der über die Religion. Katharina hatte darüber den Geist ihres Hofes erforscht, und sogar den Erzbischof um Rath gefragt: ob ihre Enkelin die orthodoxe Lehre abschwören dürfe? Aber anstatt eine Antwort von ihm zu erhalten, wie sie gewünscht hatte, sagte er ihr blos die Worte; „Ew. Majestät sind allmächtig!“ Da auf diese Art die Oberpatriarchin von Rußland von ihrer Geistlichkeit, die sie für nachgiebiger gehalten hatte, nicht in ihrer Meinung unterstützt wurde; so wollte sie nunmehr noch weit mehr Russin scheinen, als die Russen selbst, und beschloß daher, mehr um dem Stolz der Nation zu fröhnen, als aus Ehrfurcht für die griechische Religion, auf den schwedischen Thron eine Königin zu setzen, die dieser Religion zugethan sey. Je neuer der Fall war, und je erniedrigender für die schwedische Nation und Regierung er ihr schien, desto mehr schmeichelte er ihrer und ihrer Minister Eitelkeit. Hiezu gesellte sich noch die Idee, daß die Popen, Kapellane und sonstigen Personen, die sie der jungen Königin mitgeben würde, Leute wären, auf die sie sich verlassen könnte, und die gewiß alles thun würden, um die Prinzessin dem Interesse von Rußland treu zu erhalten. Der König war verliebt, verblendet; der Regent schien gänzlich gewonnen; wie wenig Anschein war daher vorhanden, daß nach allen schon öffentlich geschehenen und so ganz entscheidenden Schritten sie sich jetzt noch dieser Einrichtung entgegen setzen würden? In allen Privatunterredungen hatte man diesen Artikel nur ganz leise berührt; es war dem König und dem Regenten kaum der Gedanke in den Sinn gekommen, daß Katharina

hierüber Anstand finden würde, und der König hatte sich sogar geäußert, daß, um die Vorurtheile der russischen Nation zu schonen, die Prinzessin nicht sollte gezwungen werden, die griechische Religion förmlich abzuschwören. Die Kaiserin hingegen war überzeugt, daß die Sache jetzt schon zu weit gekommen wäre, als daß sie wieder zurück gehen könnte; sie gab daher ihren Lieblingsministern, Subow und Markow, den Auftrag, den Contract nach ihrem Plane zu entwerfen. Von der andern Seite hatte der schwedische Gesandte in einer besondern feierlichen Audienz schon förmlich um die Prinzessin angehalten, und Tag und Stunde der Verlobung wurden auf den 10. September Abends festgesetzt.

8.

Dieß was der Tag des größten Kummers, ja selbst der höchsten Beschimpfung, welche die glückliche und herrschsüchtige Katharina je erlitten hatte. Der ganze Hof erhielt den Befehl, sich in dem Thronzimmer in Gala zu versammeln. Schon um 7 Uhr erschien die junge Prinzessin, als Braut geschmückt, und umgeben von ihren jüngern Schwestern, den Großfürsten, deren Gemahlinnen, und allen Damen und Herren des Hofes; auch der Großfürst, ihr Vater, war mit der Großfürstin zur Verlobung ihrer Tochter von Gatschina angekommen. Die Kaiserin selbst erschien mit allen möglichen Pomp; es fehlte niemand mehr, als der junge Bräutigam, dessen Saumseligkeit sogleich auffiel. Allein bald erregten das öftere Hin- und Hergehen des Fürsten Subow und die Unruhe, die man an der Kaiserin bemerkte, die Neugierde der Damen. Man lispelte sich nunmehr in die Ohren: was vorgefallen wäre? ob der König krank wäre? Wenigstens zeige er sich sehr ungalant... Wie er es wagen könne, die Monarchin so warten zu lassen, in dem Zimmer des Throns und bei versammeltem Hofe, und dergleichen! — Allein der so sehnlich erwartete König erschien nicht!

9.

Die Ursache dieses auffallenden Außenbleibens war folgende: Der König sollte sich um 7 Uhr des Abends an Hof begeben; um 6 Uhr brachte ihm der diplomatische Markow den Verlobungscontract mit den dazu gehörigen Artikeln, die er gemeinschaftlich mit Subow aufgesetzt hatte. Als sie Gustav gelesen hatte, äußerte er sein Erstaunen darüber, daß er Dinge darin fände, worüber er mit der Kaiserin nicht überein gekommen wäre, und fragte, ob es in ihrem Namen geschehe, daß man ihm diese Artikel zur Unterschrift vorlegte?

Als Markow dieses bejahte, so erwiederte der König, daß die Sache durchaus unmöglich wäre; er wäre nicht gesonnen, dem Gewissen der Prinzessin Zwang anzuthun, sie könne im Stillen immerfort ihre Religion bekennen und die Gebräuche derselben verrichten; allein er könne ihr in dem königlichen Palast weder eine besondere Kapelle verstatten, noch auch Geistliche ihrer Religion; sie müsse im Gegentheil in allen äußeren Ceremonien die Religion seines Landes bekennen! — Man stelle sich das Erstaunen und die Verlegenheit des kleinlichen Markow vor? Er sah sich genöthigt, seine Papiere wieder einzupacken und seinem Collegen, Subow, die schreckliche Nachricht zu hinterbringen, daß der König sich weigere, zu unterschreiben. Aber bald kam er in der größten Angst wieder zu dem König zurück, und trug ihm vor, daß die Kaiserin mit dem ganzen Hofe sich schon in dem Thronzimmer befände, daß es nicht mehr möglich wäre, sie zu sprechen, und daß man hoffe, er werde keine Scene veranlassen wollen, die für die Monarchin, die junge Prinzessin und das gesammte Reich ein unerhörter Schimpf seyn würde. Nach und nach kamen auch noch Besborodko und mehrere andere dazu, und drangen in den König, baten und beschworen ihn, nachzugeben; selbst alle Schweden, die aufgefordert wurden, ihre Meinung zu sagen, neigten sich auf ihre Seite. Der Regent begnügte sich zu sagen, daß es ganz von dem Könige abhänge; er

nahm ihn bei Seite, ging einigemal das Zimmer mit ihm auf und ab, sprach leise mit ihm und schien in ihn zu dringen, daß er nachgeben möge. Allein der König antwortete ihm mit lauter Stimme: „Nein, nein, ich will nicht! ich kann nicht! ich werde nicht unterschreiben!" Er widerstand allen Vorstellungen und dem dringendsten Zureden der russischen Minister; und müde endlich dieses stürmischen Eindringens ging er in sein Kabinet und schloß die Thüre hinter sich ab, nachdem er zuvor noch einmal seine Weigerung, irgend etwas zu unterschreiben, was den Gesetzen seines Landes zuwider wäre, klar und bestimmt erneuert hatte. Die russischen Minister waren starr von Schrecken über die Kühnheit eines Königs, der noch Kind schien, und der es wagte, sich auf eine so schreiende Art gegen ihre Monarchin aufzulehnen. Sie besprachen sich noch unter einander über die Art, wie man ihr diese Katastrophe am schicklichsten beibringen könnte.

10.

Diese Debatten zwischen dem Könige und den Ministern der Kaiserin hatten bis beinahe 10 Uhr gedauert. Katharina und ihr Hof warteten noch immer; endlich mußte man ihr bekannt machen, daß alles abgebrochen sey. Der Fürst Subow näherte sich ihr auf eine geheimnißvolle Art, und sprach leise mit ihr. Sogleich stand die Kaiserin auf, stammelte einige Worte, wurde übel, und hatte sogar einen leichten Anfall von Nervenschlag, der der Vorbote von dem war, wodurch sie wenige Wochen nachher ins Grab geworfen wurde. Sie begab sich in ihre Zimmer, und der Hof wurde unter dem Vorwand entlassen, daß den König plötzlich eine Unpäßlichkeit überfallen habe. Demohngeachtet wurde die wahre Ursache bald ruchbar. Einige waren über die Kühnheit eines kleinen Königs von Schweden entrüstet; andere über die Unklugheit der weisen Katharina, daß sie sich so leichtweg einer solchen Scene ausgesetzt hatte; alle

aber waren es besonders über den Eigendünkel von Subow und Markow, die sich eingebildet hatten, daß sie durch ihre Hinterlist die Schweden täuschen, und den König einen Ehecontract ohne alle Ueberlegung und durch Ueberraschung würden unterschreiben machen können.

11.

Das interessanteste Opfer dieser thörichten List und dieses grausamen Stolzes war die liebenswürdige Alexandra. Kaum hatte sie noch Kraft genug, sich in ihr Zimmer zu begeben, und hier konnte sie ihre Thränen nicht mehr zurückhalten; sie überließ sich, in Gegenwart ihrer Gouvernantinnen und Gesellschaftsfräulein, einem Schmerz, wovon alle durchdrungen wurden, die sie umgaben, und der sie wirklich krank machte. Zwei Tage nach diesem unerwarteten Ereigniß war das Geburtsfest der Großfürstin Anna Feodorowna; die Etikette des Hofes verordnete für die Feier desselben einen Ball, aber niemand wollte auf demselben tanzen. Der König jedoch fand sich dabei ein; auch die Kaiserin erschien einen Augenblick, sprach aber kein Wort mit ihm. Sogar Subow schmollte mit dem König von Schweden; die Verlegenheit war auf allen Gesichtern zu lesen. Die kranke Alexandra war nicht gegenwärtig. Der König tanzte mit den übrigen Prinzessinnen, unterhielt sich einige Augenblicke mit dem Großfürsten Alexander, und begab sich bald weg, indem er jedermann noch weit höflicher grüßte. Dieß war das letztemal, daß er bei Hof erschien. Die Galatage, der Pomp und die glänzenden Feste verwandelteu sich plötzlich in Stille und Langeweile, und nie muß ein König an einem fremden Hofe traurigere und unangenehmere Tage verlebt haben. Jedermann war krank oder gab vor, es zu seyn. Das Interesse, das Gustav verdiente und Alexandra eingeflößt hatte, erweichte alle Herzen für sie. Man beklagte sie als ein Schlachtopfer der Eitelkeit und der Thorheit; man beklagte ihn, daß er genöthigt sey, ein Opfer zu bringen, das seinem Herzen so viel kosten müsse. Man verwünschte ganz laut Subow und Markow;

man konnte das Benehmen der Kaiserin nicht begreifen; sie selbst war eine Beute des nagendsten Verdrusses. Man will behaupten, daß ihre gedemüthigten Lieblinge sich unterstanden haben, ihr zu rathen, dem jungen Könige, der in ihren Händen wäre, Gewalt anzuthun. Sie verschloß sich einen ganzen Tag fast ganz allein in ihren taurischen Palast, unter dem Vorwand, daß sie die Stiftung ihrer dortigen Kapelle feiern müsse; aber im Grunde, um vor den Augen des Hofes den Kummer zu verbergen, der sie folterte, und um sich nochmals mit ihrer Geistlichkeit und ihren Favoriten über den schwierigen Fall zu berathen, worin sie sich zu befinden glaubte.

12.

Man gab sich jedoch Mühe, die Sache wieder in ein besseres Geleise zu bringen. Der König hatte noch einmal eine Privataudienz bei der Kaiserin, und die Minister hielten mehrere Conferenzen. Der König wich endlich allen weiteren Anträgen dadurch aus, daß er erklärte, er könne nach den schwedischen Gesetzen in das Verlangen der Kaiserin nicht willigen, er wolle aber die Reichsstände darüber befragen, die sich bei seiner Volljährigkeit versammeln würden; wenn diese es zufrieden wären, daß sie eine griechische Königin bekämen, so wolle er alsdann schicken und die Prinzessin abholen lassen.

13.

Dieß war das Resultat dieser Reise, von dem die öffentlichen Blätter es nicht wagten, ein Wort zu reden. Acht Tage nach der Katastrophe reiste der König ab, und zwar an dem Geburtsfeste des Großfürsten Paul. Er hinterließ der Kaiserin vielen Unmuth und Verdruß, viele Liebe und tiefen Schmerz in dem Herzen der jungen Prinzessin, die lange Zeit krank und schwermüthig blieb, und eine allgemeine Achtung für seine Person. Ohnge-

achtet der abgebrochenen Verbindung machte man, um dem Publikum kein allzugroßes Aergerniß zu geben, sich dennoch gegenseitige Geschenke, und die Russen waren um so mehr über den Reichthum und den guten Geschmack erstaunt, wodurch die Geschenke des Königs von Schweden sich auszeichneten, weil es, besonders in der letztern Zeit, Ton gewesen war, ihn als **einen armen Jungen** zu behandeln.

Charakterzüge von Karl dem XII.

(Aus Nordbergs Leben Karls XII.)

1.

Karl der Zwölfte, König von Schweden, war ein Herr, welchem Gott, unter andern natürlichen Vorzügen, ein gutes äußerliches Ansehen gegeben hatte. Er war lang, wohl gewachsen und breit von Schultern. In den letzten Jahren fing er an zuzunehmen, daß der Leib eine gleiche Gestalt und Dicke bekam, die mit der Länge übereinstimmte. Er hatte dunkelblaue, lebhafte und brennende Augen. Das Gesicht war ein klein wenig pockennarbig und bräunlich, welches letztere wohl meistens von seinem Aufenthalte im Felde herrührte, wo er sich beständig in Hitze und Kälte aufhielt, und wo er nicht sobald vom Pferde gestiegen war, als er den Hut unter dem Arme hatte. Sein ordentlicher Gang war mit etwas hervorgestrecktem Kopfe; es geschah solches aber entweder aus einer kleinen Nachlässigkeit, oder aus freiem Willen, oder wenn er auf etwas Sonderliches zu denken hatte. Wenn er hingegen bei anderer Gelegenheit sich anders bezeigen wollte, so ging, stand und ritt er so gerade mit dem Leibe, als man es immer verlangen konnte, wobei etwas Hohes, doch ohne den geringsten Zwang, zu bemerken war.

2.

Wie er im Jahre 1700 aus Schweden reiste, brauchte er eine Perücke, indem sein Kopf von Kindheit an dazu gewöhnt war, und weil ihm die Haare nicht sonderlich stark gewachsen waren. Allein bei der Ueberfahrt nach Pernau legte er die Perücke gänzlich ab. Die Haare waren kurz abgeschnitten, die der König in die Höhe kämmte. Merkwürdig ist dabei, daß der König in seinem besten Alter, in dem Jahre 1716 anfing unglaublich grau zu werden, so daß die Haare an beiden Seiten bei den Ohren ihre sonst natürliche dunkelbraune Farbe verloren und mehrentheils weiß wurden.

3.

Seine Kleidung war schlecht und recht. Der Rock oben und unten war von feinem blauen Tuche mit kleinen Aufschlägen und vergoldeten messingenen Knöpfen. Unter den aufgeschlagenen Vordertheilen des Rocks sahe ein Theil einer strohgelben Weste und der Beinkleider von gleicher Farbe, und auch mit vergoldeten Knöpfen hervor. Den Hals zierte ein schwarzes Flortuch, und seine Handschuhe von Hirschfellen hatten so starke Stulpen von Elendshaut, daß sie die Arme bis an die Ellbogen bedeckten. Das Degengehänge von Hirschleder prangte nicht mit dem geringsten Zierrathe oder Stickwerk, sondern nur mit einem großen Degen, dessen messingenes Gefäß vergoldet war. Die steifen Stiefeln waren mit einem Paar großer eiserner Sporen versehen. Es ist bei dieser Kleidung des Königs merkwürdig, daß er vom Jahre 1700 an niemals einiges Pelswerk oder Felle von Thieren, noch weniger ein Futterhemde, Leib- oder Brustlatz, am wenigsten jemals einen Harnisch getragen. Es kam auch kein Muff oder dergleichen an seine Hände, so grimmig auch die Kälte war. Nur brauchte er hier und da in Polen zur Winterzeit eine Mütze von Otterfellen.

4.

Im Essen und Trinken sah man ihn durchaus nicht lecker. Die Mahlzeit war an seiner Tafel in einer halben Stunde abgethan, wobei er gerne nahrhafte Speisen und viel Brod aß. Von Baumfrüchten liebte er Citronen, Aepfel von Sina und Bergamottenbirnen, und von Erdgewächsen Petersilien, Weinraute und Spinat. Wein, Bier oder noch geringer gekochtes Getränk schmeckte ihm von obbemeldetem Jahre an nicht mehr, sondern rein Wasser, welches er auf Mark und auf allerhand fette Speisen trank.

5.

Von einem Zeitvertreibe mit Karten und mit dem Bretspiele wußte er nichts. Doch ließ er es, gleichsam unwissend, hingehen, wenn er andere spielen sah. Daß einzige merkte man, daß er etliche Mal, besonders in der Türkei, die Hand zur Ergötzung ans Schachspiel legte. Es geschah aber sehr selten, und wenn nicht ein oder dasselbe Spiel mehr Zeit erforderte. Dann wagte er eine Stunde, dann einen Tag nach dem andern daran.

Menschenscheu war er nicht, er ging aber doch der Gesellschaft der Frauenzimmer aus dem Wege, wenn es möglich war. Wie einige schwedische Gräfinnen und Frauen im Jahre 1705 aus Schweden nach Rawicz, und zwei Jahre darauf nach Sachsen kamen, ihre Männer zu besuchen, gab er sich bei Gelegenheit Geduld, mit ihnen zu sprechen; aber nicht lange. Wollten sie dem Gottesdienste am königlichen Hofe beiwohnen, so überließ er ihnen seine Kammer, und blieb selbst draußen im Saale, bis sie weg waren.

6.

Den Schlaf und die Ruhe genoß der König, wie es sich fügte. Sein Feldbette bestand aus einer seidenen Matratze, einem Paar Kopfkissen, und einer blauen seidenen Decke. Er konnte aber auch auf Tannenlaub, auf einem Bunde Stroh, ja wenn es sich so zutrug, auf der bloßen Erde liegen. Wenn er sich um neun Uhr des Abends niederlegte, so war er um eins oder zwei des Morgens schon wieder auf, und ganz munter. Allein er schlief auch diese Stunden über so fest, daß er nicht hörte, was draußen im Vorgemache geschah. Wenn er sich im Felde zum öftern Tag und Nacht ermüdete, und seiner gewöhnlichen Schlafstunden sich nicht bediente, war es nicht zu bewundern, daß ihm die Augen den folgenden Morgen unter der Predigt zufielen. Man hat aber auch gesehen, daß er zuweilen schlummerte und saß, als ob er schliefe, da er gleichwohl jedes Wort, vom Anfang bis zum Ende, hörte.

7.

Es konnte nicht anders folgen, der Leib mußte von dieser harten Lebensart mit der Zeit und mit dem Alter steif werden. In seinen jüngern Jahren war der König geschickt, vom Pferde sein Schnupftuch, seine Handschuhe, oder was er sonst auf die Erde fallen ließ, wieder aufzuheben. Allein zuletzt konnte man merken, daß ihm die vorige Hurtigkeit zu fehlen anfing, wenn er zu Pferde steigen wollte. Sonst fand man nach seinem Tode das Herz, die Leber und die Lunge, nebst den gesammten Eingeweiden so beschaffen, wie alles bei einem Menschen eine starke und gesunde Leibesbeschaffenheit anzeigen konnte.

8.

Sein Gedächtniß war unvergleichlich, alles, was er einmal gehört hatte, behielt er, z. B. die Namen vom Takelwerke auf einem Schiffe, die Kunstwörter verschiedener Wissenschaften, Benennungen in fremden Sprachen, wenn man nur dabei sagte, was sie bedeuteten. Ebenso die Namen dieses oder jenen Offiziers, die er in seiner Kindheit nennen gehört, und was für ein Pferd derselbe bei der Musterung bei Upsala im Jahr 1695 geritten hatte u. s. w.

9.

Die heilige Schrift las er gemeiniglich zuerst des Morgens wenn er aufstand, wie auch an Fest= und Sonntagen nach der Nachmittagspredigt, wenn er allein war. Bis in das Jahr 1708 um den Herbst hatte er die Bibel viermal durchgelesen, und mit eigener Hand den Tag und die Zeit aufgeschrieben, wenn er angefangen und wenn er geschlossen hatte. Nachher riß er aber das Blatt aus, und wie seine eigenen Worte waren, aus der Ursache: „Es könnte vielleicht jemand denken, als wenn ich damit groß prahlen wollte." Daß in seinem Herzen eine ungeheuchelte Ehrerbietung für die göttliche Majestät wohnte, kann man aus folgenden dem Verfasser bekannten Sachen beweisen. Wie der König im Jahr 1704 in Heilsberg das Unglück hatte, daß er bei einer Kriegsübung den Kammerherrn und Stallmeister, Axel Hård, aus Unvorsichtigkeit erschoß, beichtete er solches nicht nur seinem Beichtvater mit der größten Andacht, sondern er grämte sich auch darüber in der Stille, daß man ihn eine lange Zeit über betrübt sah.

10.

Der Papst hatte im Jahre 1702 einen Dominikanermönch, Namens Augustin Levesi, an Karl geschickt, wahrscheinlich um auf das Verhältniß desselben mit Radziejowski Acht zu haben. Diesen Mann mochte Karl leiden. Dieser glaubte also bei ihm keine Fehlbitte zu thun, wenn er von Seiten des Papstes verlangte, daß die Gebeine der heiligen Brigitta, die sich in einer Kirche zu Wadstena in Schweden befanden, entweder als Geschenk oder kaufweise nach Rom abgelassen würden. Aber Karl ertheilte darauf folgende Antwort: „Er sey in jedem Falle bereit, dem Pabste gefällig zu seyn, nur in diesem nicht. Denn zuerst wäre es durchaus ungewiß, wo sich diese Gebeine befänden. Man behauptete es zwar von Wadstena, allein theils sey es ungewiß, welches das wahre Grab der genannten Heiligen sey, theils könnte man ihre Knochen nicht von den Knochen derer, die vor oder nachher in demselben Grabe gewesen, unterscheiden. Gesetzt aber man wüßte beides genau, so hielt es der König für eine große Gottlosigkeit von seiner Seite, irgend jemand in seinem Aberglauben zu bestärken. Man möchte also die Knochen lassen wo sie wären. Was den Antrag betrifft, sie um Geld zu kaufen, davon könnte nicht die Rede seyn. Ein König von Schweden sey kein Kaufmann.“

11.

Als im Sommer des Jahres 1706 die schwedische Armee aus Volhynien in Polen eingerückt war, hörte Karl, indem er eben ins Hauptquartier ritt, einen Reiter arg fluchen. Er fragte nach dem Namen desselben, und man meldete ihm, daß es ein betrunkener Korporal sey. Kaum war er im Hauptquartier angekommen, so schickte er den Profos ab und ließ den Korporal arretiren. Da der Rausch bei ihm noch wirkte, so sperrte er sich, und als man ihm endlich die Fesseln angelegt hatte, sang er voll Wuth ein paar Zeilen aus einem bekannten Liede:

„Dem Teufel ich gefangen lag und konnt' mir selbst nicht helfen.“

Karl fand diese Worte im Protokoll des Kriegsgerichts, erklärte sie für Gotteslästerung und gab dem Hofkonsistorium Befehl, seine Meinung darüber zu sagen. Dieses behauptete aus mehrern Gründen, daß der Mann keine Gotteslästerung begangen, sondern nur im Rausche einen Gesang freventlich gemißbraucht habe. Aber Karl gab das nicht zu. „Ich weiß wohl,“ sagte er, „daß man den Soldaten von eigentlicher Gotteslästerung freisprechen könne, wenn man das Wort in seiner genauesten Bedeutung nimmt. Er hat aber demungeachtet eine Blasphemie in gewissem Grade begangen. Eben das, was der Gesang sagt, steht auch in der heiligen Schrift, daß wir als Gefangene uns unter dem Teufel befunden hätten und uns selbst nicht helfen könnten, und daß daher der Sohn Gottes Mensch geworden, um uns zu erlösen. Wer also mit dem Liede seinen Spott treibet, der treibt ihn auch mit Gottes Wort und mit unserer Erlösung. Daß der Kerl betrunken gewesen, mildert sein Verbrechen nicht. Ein trunkener Mund redet ohne Verstellung. Hätte der Kerl solche Gedanken niemals nüchtern gehabt, so würde er sie in der Völlerei niemals geäußert haben. — Es kostete viel Mühe, den Unglücklichen von einer schmählichen Todesstrafe zu befreien. Endlich aber ward das erste Urtheil Karls in so fern gemildert, daß der Korporal neunmal durch 300 Reiter Spitzruthen laufen, öffentlich Kirchenbuße thun, und als Gemeiner dienen mußte.

12.

Als er sich am Ende des Jahrs 1716 in Schonen aufhielt, entschloß er sich anstatt der Trabanten, die entweder auf den Feldzügen umgekommen, oder zu andern Regimentern versetzt waren, eine Leibeskadron zu errichten, bei welcher aber keiner verheirathet seyn dürfte. Aus dieser Bedingung wollte man schließen, er selbst sey des Sinnes, sich nie zu verheirathen. Der Präsident

Feif trug ihm eines Tages diese Muthmaßung vor und erhielt folgende Antwort: „Ich will die Ehe überhaupt nicht verbieten. Allein wenn ich ein Korps von unverheiratheten Kerlen verlange, so ist dieß nicht die ganze Welt. Es kann ja derjenige, welcher endlich Lust zum Freien haben sollte, in eins von den übrigen Regimentern versetzt werden, und ich wähle einen andern an seine Stelle. Was mich aber selbst betrifft, so will ich mich gleichfalls verheirathen, wenn uns der Herr Frieden gibt. Aber dann will ich keine Gemahlin nach Staatsabsichten wählen, sondern diejenige, welche mir am besten gefällt, und von der ich glaube, daß ich sie in der Folgezeit lieben könne, damit ich nicht nöthig habe mir eine Maitresse zu halten.

13.

Als Karl im Jahr 1707 Sachsen verließ, war sein fester Vorsatz, den Zaar in seinem Reiche zu demüthigen. Piper bemerkte auf dem Marsche, daß er einige Tage über ungewöhnlich in Gedanken war. Endlich fand er eine Gelegenheit, sich nach der Ursache zu erkundigen. Anfangs wollte Karl seinen Günstling mit ein paar allgemeinen Antworten abfertigen, endlich erklärte er sich aber doch, er sey ernstlich gesonnen dem Zaar einen Brief zu schreiben, um ihn zu einem Zweikampfe herauszufordern. Der Graf bat ihn, er möchte einen solchen Vorsatz fahren lassen. Man habe ja schon in der schwedischen Geschichte ein Beispiel, daß Karl XI. dem Könige von Dänemark einen ähnlichen Antrag gethan, aber mit Hohn zurückgewiesen worden sey.

Jetzt soll das, erwiederte Karl, auf eine anständigere und bestimmtere Art geschehen. Wenn der Zaar mein Erbieten annimmt, so wollen wir schriftlich aufsetzen, was ein jeder für sich fordert. Hernach muß auf beiden Seiten eine sichere Garantie bei fremden Mächten gesucht werden, welche dem siegenden Theile beitreten können. Dann wollen wir, in Begleitung von einigen Personen, an einem dritten Orte zusammenkommen, und

in ihrer Gegenwart entweder mit dem Degen oder mit der Pistole unsere Sache ausmachen. Hierauf soll der Krieg zugleich mit der Entleibung eines von uns beiden aufhören, und die Garanten verpflichtet seyn, dem Uebersbliebenen zu seinem Recht in allem, was ausgemacht ist, zu verhelfen. Auf diese Art wird das Blut unsrer Unterthanen geschont, und unsre Reiche erhalten ihre Ruhe wieder.

Piper machte darauf verschiedene Gegenvorstellungen, theils, daß so etwas heut zu Tage unter Fürsten nicht üblich sey, besonders aber betheuerte er bei seinem Kopfe, daß der Zaar zuverläßig den Fehde-Handschuh nicht annehmen, und die Sache endlich auf eine Spötterei hinauslaufen würde. Und so unterblieb ein Kampf, dessen Ursprung sehr vernünftige und ehrwürdige Gründe haben konnte.

14.

Als der Generalmajor Hummerhielm aus seiner Gefangenschaft in Lithauen entkommen, und bei Karl in Heilsberg angelangt war, rühmte er die freundschaftliche Unterstützung der Jesuiten, namentlich des Pater Berens. Karl nahm dieses sehr gnädig auf, ließ dem Pater Berens ein Geschenk reichen und unterredete sich fleißig mit ihm. Als der Pater wieder abreisen wollte, bat er Karln, ihm vor seinem Abschiede noch eine Bitte zu gewähren. Nachdem ihm Karl die Erlaubniß gegeben sie vorzutragen, so hielt er eine lange Rede von des Königs Gottesfurcht und Gnade gegen Geringere, von seinen Heldenthaten und dergleichen, und schloß seinen Vortrag mit der Bitte, daß der König zween Jesuiten erlauben möchte, sich in Schweden niederzulassen, sollte es auch in Lappland seyn. Sie verlangten nicht mehr Platz als zu einem kleinen Gebäude, wollten für ihr Geld leben, und ihre jährlichen Abgaben bezahlen. Wenn sie im Lande umherzögen, um Kinder zu unterweisen, oder das Geringste wider die königlichen Befehle thäten, so wollten sie es mit dem Leben bezahlen. Karl fragte: „was sie denn

eigentlich da zu machen gedächten?" „Nichts anderes als da zu wohnen," erwiederte der Jesuit. „Da unsre Ordensbrüder in der ganzen Welt zwischen Christen und Heiden wohnen, so hätten wir auch gern ein Paar in Schweden." „Nein," versetzte Karl, „wir danken Gott, daß wir die Jesuiten los sind. Doch wenn Pater Berens Pabst wird, und sein Wort über das, was er uns gesagt hat, gibt, so kann es geschehen, daß ich ihm Glauben beimesse." Der Pater sagte mit tiefer Ehrfurcht: „Das war allerdings eine gnädige Antwort, aber auch eine gerade Verweigerung meiner Bitte. Es ist ja unmöglich, daß ein Jesuit Pabst werden kann." — „Warum nicht?" fragte Karl. „Das heilige Collegium," antwortete Berens, „hat die Grundregel: Petre, noli reddere clames Jesu quia nunquam es recepturus. (Petrus, gibst du die Schlüssel Christi weg, so erhältst du sie nie wieder. So heißt freilich die Regel den Worten nach, sie hat aber auch einen doppelten tiefern Sinn.) — Karl, der einen davon annahm, fragte: „So kennt das heilige Collegium den Orden sehr gut?" — Berens erwiederte: „Wie sollte man uns nicht kennen, da wir dem römischen Stuhle so große Kraft verleihen?" — Karl: „Wir kennen Euch auch sowohl aus der Geschichte als aus eigner Erfahrung." — Berens: „Allergnädigster König, soll dies mein Abschied seyn?" — Karl (indem er ihm die Hand reicht): „Ja, für diesmal. Abite nunc et nunciate Petro." (Gehet hin und sagt's Petro wieder.)

Charakterzüge von Ludwig dem XIV.

1.

Der Kardinal Mazarin starb am 9. März 1661 und Ludwig war nun Selbstregent. Da er sich bisher so ganz ohne Widerspruch von dem Kardinal hatte leiten lassen, so glaubte man allgemein, daß er irgend einen neuen Günstling an die Spitze der Regierung stellen, und nur für die glänzende und angenehme Seite der königlichen Würde leben würde. Allein er mußte der Vormundschaft des Kardinals im Stillen herzlich müde gewesen seyn. Denn als man ihn fragte, an wen man sich nun wenden solle, antwortete er, mit Lebhaftigkeit: an mich.

Von diesem Augenblick an regierte er auch selbst und wendete alles an, um nicht den geringsten Schein zu haben, als werde er regiert. Niemand durfte von dieser Zeit an, bei Verlust königlicher Gnade, sich anmassen, ihm eine Vorschrift geben zu wollen. Wer etwas von und durch ihn ausgerichtet haben wollte, der mußte die Sache so einleiten, daß der König wie von selbst darauf kam, mußte ihn über seine Meinung fragen, sich verlegen und unwissend anstellen, und dann konnte er überzeugt seyn, daß ihm sein Wunsch gewährt werden würde. Darnach mußten sich Minister, Beichtväter, Maitressen, Damen, Magistratspersonen, kurz jedermann, der mit ihm sprach, richten. Es ist interessant, was Tellier, der nachherige Kanzler von Frankreich, von diesem Zuge in Ludwigs Charakter sagte, als ihn einer seiner Freunde bat, sich in einer gewissen

Sache für ihn zu verwenden: „Von zwanzig Sachen, welche „wir Minister dem Könige vortragen, können wir überzeugt „seyn, daß er neunzehn nach unserm Sinne beschließen wird, „aber die zwanzigste gewiß gegen unsern Willen. Welche das „seyn wird, wissen wir nicht, vielleicht gerade die, die uns am „meisten interessirt. Der König hebt uns die Pille auf, um uns „zu zeigen, daß er selbst regiert. Trifft sichs, daß er bei einer „Sache beharrt, von der wir, der Wichtigkeit wegen, das Ge„gentheil haben wollen, so kommt es zu heftigen Auftritten, „wo wir endlich doch unterliegen müssen. Ist dieses geschehen, „und hat er uns gezeigt, daß er Herr ist und wir nichts kön„nen, so ist er zufrieden, aber auch verlegen, uns beleidigt zu „haben. Dann wird er nachgiebig, und das ist gerade der Zeit„punkt, wo wir thun können, was wir wollen."

2.

Kaum bemerkten die Herren und Damen des Hofes, daß Ludwig auf diesem Schein bestehe, so fügten sie sich darnach. Niemand wagte mehr einen Widerspruch; jedermann schob ihm die Einsichten unter, welche er wünschte, daß er sie haben möchte; Minister, Generale, Gelehrte und Künstler verlangten sein Urtheil, und unterwarfen ihm alle ihre Vorschläge, Meinungen und Wünsche. Alles, was er that, seine Kabinetsarbeiten, seinen Gang, seinen Tanz, sein Reiten, seinen Gesang, seine Verse, seine witzigen Antworten, seine Befehle, seine Anordnungen im Kriege und bei Festlichkeiten, alles lobte man, in allem schien man von ihm lernen zu müssen.

Ich weiß nicht, wie es Ludwig bei seiner elenden Erziehung, bei seinen mittelmäßigen Fähigkeiten und unter den Umständen, unter denen er zur Regierung gelangte, hätte anfangen wollen, um sich vor Dünkel zu bewahren und sich selbst kennen zu lernen. Er unterlag der Eitelkeit, und glaubte endlich alles zu wissen und zu verstehen, selbst Dinge, von denen er nie etwas gelernt hatte. Mit jedem Jahre wuchs diese innere Selbstzufriedenheit, und sie stieg in nicht allzu langer Zeit bis zu einem so hohen Grade, daß man wirklich Mitleiden mit ihm hat, wenn man sieht, wie lächerlich er sich dadurch bei jedem Vernünftigen machte, und den Boshaften zum Spielball diente.

3.

Damit mich Niemand der Uebertreibung beschuldige, so will ich die Belege dazu anführen. So konnte er es z. E. nicht nur anhören, daß man ihn auf der Kanzel und im Schauspiele auf das Unverschämteste lobte, sondern er war sogar im Stande, sich erst das, was man ihm öffentlich vorsagen wollte, vorlesen zu lassen, und die Opernarien, in welchen ihm Weihrauch gestreuet war, selbst abzusingen. Oft brummte er bei offner Tafel den Text zu diesen Melodien nach, wenn die Musiker sie spielten.

4.

Ohnerachtet er in der Kriegswissenschaft fast gar keinen Unterricht erhalten hatte, so sprach er doch nur zu gern mit seinen Generalen über militärische Dispositionen und was dem Kriegswesen anhängt, bis auf die kleinsten Details. Man kann sich daher vorstellen, wie heftig sein Zorn einst durch Louvois Unvorsichtigkeit bei der Belagerung von Mons gereizt werden mußte, welche unter seiner eignen Aufsicht betrieben wurde. Ludwig fand nämlich eine Wache, die ihm nicht an der rechten Stelle zu stehen schien, und stellte sie anders. Am Nachmittag fand er diese Wache wieder an ihrem alten Platze. Wer hat euch wieder hieher postirt? fragte er den Offizier. — Herr von Louvois. — „Habt Ihr ihm denn nicht gesagt, daß Ich Euch postirt habe?" — Allerdings, Sire. — Indem wendete sich der König zu seinem Gefolge, und fragte: Was sagen Sie zu Louvois, der den Krieg besser verstehen will als ich? — Wahrscheinlich antwortete man diesem mächtigen Manne blos durch Lächeln, aber Ludwig stellte die Wache wieder an ihren Ort, und erzählte die Geschichte noch mehrere Jahre nach Louvois Tode nie ohne Empfindlichkeit.

5.

Es that ihm sehr wohl, wenn er sich im Lager wegen seines schönen Anstandes zu Pferde und wegen seiner Gewandtheit loben hörte. Von seinen Feldzügen unterhielt er sich mit seinen Vertrauten am liebsten, da er sich doch eigentlich wenigen Gefahren aussetzte, nnd nur immer dann erst im Lager ankam, wenn eine Stadt bald erobert oder sonst eine glänzende Unternehmung ganz sicher war. — Eben so ertheilte er die bestimmtesten Vorschriften beim Bauwesen, ja sogar in verschiedenen Fällen für die Kirche. Kurz er glaubte immer, die Geschicktesten etwas lehren zu können, und diese nahmen, wie St. Simon sagt, seine Lehren als Neulinge an, ob sie es gleich besser verstanden als er.

6.

Die stete Gewohnheit, überall Recht zu haben und selbst nicht den leisesten Widerspruch zu hören, brachte ein solches Gefühl seiner Ueberlegenheit hervor, daß er von Jedem, der mit ihm sprach, die tiefste Demuth und Unterwürfigkeit bei allen Vorstellungen verlangte, und es gerne sah, wenn man die Augen niederschlug. Hielt man sich nur in diesen Schranken, so hörte er nicht nur mit der größten Geduld und Güte alles an, sondern er ertrug auch sehr lebhaften Widerspruch, ohne aufgebracht zu werden.

7.

Louvois empfand es einst, was es sagen wollte, etwas zu thun, was der König nicht selbst gewollt zu haben schien. Dieser Minister hatte 1689, um den König zu beschäftigen, die Pfalz verwüsten lassen, und dadurch allgemeinen und lauten Unwillen gegen sich und den König erregt. Den König fing der gegebene Befehl bereits an zu reuen, aber Louvois glaubte ihm noch nicht Beschäftigung genug gegeben zu haben. Nachdem Worms und Speier in Brand gesteckt waren, that

er noch den barbarischen Vorschlag, Wien anzuzünden, damit die Feinde aus dieser Stadt keinen Waffenplatz machen möchten. Ludwig ward über diesen Vorschlag aufgebracht, und verbot es. Zwei Tage darauf erneuerte Louvois den Vorschlag, und bemerkte, daß, da blos die Gewissenhaftigkeit des Königs diese Sache zu mißbilligen geschienen hätte, er das Ganze auf sich genommen, und schon einen Courier zu dieser Expedition abgefertigt habe. Darüber gerieth nun der König außer sich, und ergriff die Feuerzange vom Kamine, um den Minister damit zu schlagen. Die Maintenon warf sich dazwischen und ließ dem Minister Zeit, zu entfliehen. Aber Ludwig ruft ihn zurück und spricht voll Wuth: Fertigen Sie gleich einen andern Courier ab, daß er noch zur rechten Zeit ankomme. Wenn ein einziges Haus verbrannt ist, so soll Ihr Kopf dafür fallen. — Louvois hatte zwar die Depeschen bereits zum Absenden liegen, aber der wirkliche Abgang des Couriers war ein Versuch gewesen, um zu sehen, ob er heute von Ludwig nicht erhalten könnte, was ihm vor zwei Tagen abgeschlagen worden war.

8.

Dieser Minister starb plötzlich, und wie man sagt an Gift. Ludwig bedauerte ihn nicht sonderlich, und glaubte ihn um desto leichter ersetzen zu können, da er der Meinung war, ihn selbst zum Minister gebildet zu haben. Denn als ihm der vertriebne König von England, Jakob, sein Beileid über den Verlust eines so thätigen Ministers zu erkennen gab, antwortete er dem Gesandten: „Sagen Sie dem König, daß darum Ihre und meine Angelegenheiten nicht schlechter stehen werden.“

9.

Auch die Damen mußten ihren Willen dem seinigen blind unterwerfen. Wenn er Lust hatte zu reisen, so mußten diejenigen, denen an seiner Gnade etwas lag, die Reise mitmachen, was sie auch hätten vorschützen können. Und auf diesen Reisen verlangte er, daß sie lustig seyn, tanzen, tief in die Nacht

hinein wachen, weder Hitze noch Kälte, noch Staub noch Regen scheuen sollten. Dabei mußten sie sich in der Minute an dem Orte einfinden, wo er sie treffen wollte. Im Wagen, wo immer ein ansehnlicher Vorrath von Lebensmitteln vorhanden war, mußten die Damen essen und viel essen, wenn es ihm recht seyn sollte. Da gewöhnlich ein starkes Detaschement von der Leibwache den Wagen des Königs umgab, so saßen die armen Weiber oft tagelang im Staube, der sie wie eine dichte Wolke umzog, denn der König ließ nicht zu, daß die Gläser aufgezogen wurden, und verlangte überdieß, daß man sich ohne Murren in diese Unbequemlichkeit fügen sollte. Aussteigen durfte niemand, und wem einmal übel wurde, der war auf immer von des Königs Begleitung ausgeschlossen.

10.

Die Maintenon war von diesem Zwangsystem so wenig ausgenommen, als die königlichen Prinzessinen. Die Erstere mochte gesund oder krank seyn, so mußte sie mit reisen. War man an den bestimmten Ort gekommen, so mußte sie sich in aller Eile umkleiden, und fertig seyn, wenn er auf ihr Zimmer kam. Selbst dann, wenn sie krank war und in der stärksten Fieberhitze lag, ging er zu ihr und riß alle Fenster auf, weil er die eingeschlossene Zimmerluft nicht leiden konnte, so kalt auch die äußere Luft seyn mochte. Gefiel es ihm, Musik bei ihr zu haben, so mochte sie noch so schwach seyn, sie mußte die rauschendsten und lärmendsten Instrumente hören, und den blendendsten Kerzenglanz aushalten.

11.

Dieser Eigenwille ging oft bis ins Unvernünftige. Die Herzogin von Burgund, seines Enkels Gemahlin, welche sich durch ihre Heiterkeit, zum Theil auch durch ihre Possen ihm unentbehrlich gemacht hatte, war schwanger, und doch sollte sie verschiedene auf einander folgende Reisen mit ihm, der stets sehr scharf fuhr, nach Marly thun, und ihn dann noch nach Fontainebleau begleiten. Man machte ihm deßhalb bescheidene

Vorstellungen, selbst der Arzt widerrieth es; aber man erhielt nichts als ein paar Tage Aufschub und dann mußte die Herzogin ohne Widerrede mit reisen. Eine zu frühe Niederkunft war die Folge dieses Eigensinnes. Der König empfing die Nachricht davon in Gegenwart einiger Hofleute und Arbeiter im Garten zu Marly, und einige Anwesende wagten es, diesen Unfall zu beklagen. „Was kümmert das mich?“ unterbrach er sie, „hat sie nicht schon einen Prinzen? und wenn „der sterben sollte, ist nicht der Herzog von Berry schon alt „genug, um sich zu vermählen? Was liegt mir daran, wer „mein Nachfolger ist, der oder jener? Sie sind doch alle meine „Enkel.“ Niemand antwortete. „Es ist ihr unrichtig gegangen,“ fuhr er mit Ungestüm fort, „weil es ihr unrichtig „gehen sollte. Nun wird mich das Geschwätz der Matronen „und die Vorstellungen der Aerzte nicht mehr in meinen Rei„sen und Vorsätzen stören; ich werde hingehen können, wohin „es mir beliebt.“ Es entstand eine Todtenstille. Desto thätiger waren die Gemüther, über die grausame Selbstsucht des Königs Betrachtungen anzustellen.

12.

Daß ein Mann von Ludwigs herrschsüchtigem Charakter auf pünktliche Beobachtung des Hofceremoniels werde gehalten haben, wird man kaum bezweifeln, wenn man die oben erwähnten Züge von Härte gelesen hat. Wirklich befriedigte er sich auch nicht damit, das hergebrachte Ceremoniel zu beobachten; sondern er erfand auch eine Menge Abstufungen in seinen Gunstbezeugungen, die man vorher gar nicht gekannt hatte. Seine Person, seine Kleidung, sein Gang, sein Gruß, seine Anrede, sein Abschied, sein Stehen und Sitzen, sein Wachen und Schlafen, sein Essen und Trinken, alles war gewissen Gesetzen unterworfen, die er selbst beobachtete, und alle Hofleute wissen und ihr Betragen darnach einrichten mußten. Hierin ward sein Hof für die meisten europäischen Höfe fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch Muster, wiewohl mit dem gewöhnlichen Unterschiede, daß die Nachahmer nie das Urbild erreichten, und zum Theil nicht die wichtigen Gründe haben konnten, die Ludwig hatte. Denn er gefiel sich allerdings wohl,

wenn er als Seele den ungeheuren Hofkörper mit einem Winke bewegen konnte, und nutzte täglich die Gelegenheit, diese Allmacht zu zeigen. Allein er hatte auch einen ernsthaften Zweck. Eine Nation von der regen Thätigkeit, und dem Feuer der französischen, hängt am Aeußerlichen, will vorwärts und stets beschäftigt seyn, womit es auch sey. Die reichen und müssigen Großen insbesondere hatten Beschäftigung nöthig, und der große Haufe mißt ja gewöhnlich seine Ehrfurcht für den Mann in einem öffentlichen Amte nicht nach seinen Verdiensten, sondern nach dem Glanze, der ihn umgibt, und nach den Ceremonien, die man beobachten muß, wenn man sich ihm nähert.

13.

Ludwig hatte zu den Zeiten der Fronde erfahren, wie die Großen und das Volk die königliche Familie gemißhandelt, wie sie von der Ehrfurcht zur Verachtung übergegangen waren. Seitdem er also selbst regierte, sonderte er seine Person weit von allen, sogar von der übrigen königlichen Familie ab, ließ sich von allen, selbst von seinem Bruder bei Tische bedienen, schrieb allen Gesetze vor; vervielfältigte die Stufen der Ehre und die Zeichen derselben, zeichnete jede Stufe von der andern aufs genaueste, erhob nur unter gewissen Bedingungen auf höhere Stufen, und unterhielt dadurch die Eifersucht Aller gegen Alle. Auf diese Weise waren alle beschäftigt, erwarteten alle ihre Ehre von ihm, strebten alle von ihm bemerkt zu werden. Indem er ihre Aufmerksamkeit nur auf sich wendete, hielt er sie von jeder gefährlichen Nebenabsicht ab, und brauchte sie nach Willkühr zu seinem Nutzen. Je mehr er den Vortheil dieses Zwanges bemerkte, desto strenger hielt er auf denselben. So lästig ihm dieß vielleicht anfangs selbst vorkommen mochte, so gewöhnte er sich doch nach und nach so gut an seine Erfindung, daß er darin lebte und webte und Meister wurde. Der müssige Hof gewöhnte sich ebenfalls an diesen Zwang und so ward endlich die unbedeutendste Auszeichnung vom Könige ein so wichtiger Gegenstand des Bestrebens, daß man um deßwillen sich alles gefallen ließ, verläumdete, verfolgte, sein Geld hingab und Meineide beging. Leute, welche von ihrem unge-

heuren Vermögen als unumschränkte Herren auf ihren Gütern leben konnten, drängten sich an den Hof, unterwarfen sich diesem Zwange, verletzten ihr Gewissen, stürzten ihr Leben in Gefahr, um — ein blaues oder rothes Band zu tragen, auf einem Sessel zu sitzen, mit nach Marly zu fahren, oder zu einer gewissen Zeit den Hut aufsetzen zu dürfen, was sie doch zu Hause thun konnten, wenn sie wollten.

14.

Da Ludwigs Bedienten und Kammerleute einen ziemlich bedeutenden Einfluß bei ihrem Herrn hatten, weil sie immer besonders zu den Stunden, wo er sich am wenigsten beherrschte, um ihn waren, so buhlten die vornehmsten Herren des Hofes um die Gunst dieser Leute, und Ludwig hörte das gerne, weil er sich überredete, es geschehe aus bloßer Ehrfurcht für seine Person. Als daher einst ein solcher Bedienter dem Herzoge von Montbaçon einen Brief vom Könige bei der Tafel übergab, ließ der Herzog den Bedienten nicht nur mit ausgezeichneter Höflichkeit an der obersten Stelle der Tafel Platz nehmen, sondern begleitete denselben mit einer eignen Art von Submission zum Zimmer hinaus. Der Bediente hinterbrachte diese ihm erwiesene Ehre seinem Herrn mit gewissenhafter Treue, und Ludwig war nicht blos in diesem Augenblicke mit dem Herzoge von Montbaçon zufrieden, sondern er erzählte es lange nachher mehrmals mit sichtbarem Wohlgefallen wieder. Ohne Zweifel ward dieser Wink in der Folge stets genutzt.

15.

Es muß in der That für die Hofleute ein gewisses Studium nöthig gewesen seyn, um gegen die Etikette keinen Verstoß zu begehen. Jede Reise, jeder Spaziergang hatte seine Gesetze. Anders waren die Gebräuche in Marly, anders in Fontainebleau, anders in Trianon, anders in St. Cloud, anders in Versailles. Wenn der König in Versailles spazierte, so hatte er allein den Hut auf dem Kopfe, und würde es hart geahndet haben, wenn sich jemand bedeckt hätte; in Marly

wurde es übel genommen, wenn man sich nicht bedeckte, sobald der König sprach: den Hut, meine Herren. Bei der Tafel, bei Audienzen, beim Spiel, ja selbst bei der Armee ward eine gewisse Ordnung nie überschritten. Im Lager durften nur Personen von einem gewissen Stande mit dem Könige speisen, und man mußte ausdrücklich um diese Ehre anhalten. Selbst Generallieutenants genossen sie nicht, wenn sie nicht von hoher Geburt waren. Alle Geistliche, ausgenommen die Cardinäle, die Bischöfe, welche Pairs waren, oder mit fremden Fürsten gleichen Rang hatten, blieben davon entfernt. — An dieser Tafel hatte jedermann den Hut auf, nur — der König nicht. Redete man den König an, oder wurde man von ihm angeredet, so nahm man den Hut ab; redete man sonst mit einem Vornehmen, so griff man nur an den Hut. Der König hatte einen Lehnsessel, die andern Feldstühle. — Dergleichen Unterscheidungen beobachtete der König durch alle Stände hindurch, sogar bis auf Gruß und Dank. Stets auf dieselbe, aber immer bei jedem auf verschiedene Weise, zog er seinen Hut vor Prinzen, vor Pairs, vor Marschällen, vor Officieren &c.

16.

Für die Großen vom Range war es ein Verbrechen, wenn sie nicht Versailles zum Orte ihres Aufenthalts machten; für weniger bedeutende folgte daraus Zurücksetzung; wer gar nicht bei Hofe erschien, konnte auf eine völlige Ungnade rechnen. Wollten sie dann um eine Vergünstigung oder Amt anhalten, so sagte der König: ich kenne sie nicht! das sind Menschen, die ich nicht sehe! welches denn für eine abschlägige Antwort galt. Wer irgend etwas von ihm haben wollte, er mochte hohen oder niederen Standes seyn, mußte ihm regelmäßig die Aufwartung machen. Wenn er beim Aufstehen oder Schlafengehen durch die Zimmer ging, so sah er sich links und rechts um, ob jemand fehlte, er dachte auf die Ursachen des Aussenbleibens, und ließ es die Fehlenden bald fühlen. Er nahm es übel, wenn man nicht gern mit ihm nach Fontainebleau oder Marly ging, oder wenn man gern in Paris lebte, wel-

ches er haßte. Wer sich auf seinem Landgute aufhalten wollte, mußte vorher eine Zeitlang am Hofe zubringen.

17.

Ein paar sonderbare Auszeichnungen für die Hofleute, die er ebenfalls erfand, war der kleine Leuchter und die Patentröcke. Den kleinen goldenen Leuchter gab er bei dem sogenannten kleinen Schlafengehen demjenigen zu halten, den er am meisten auszeichnen wollte. Er wählte immer unter den Angesehensten und rief ihn zu seinem Amte mit Namen. Die Patentröcke waren blau mit rothem Futter, und nach dem Muster seiner eigenen Kleider, prächtig mit Gold und Silber gestickt. Nur eine bestimmte Anzahl Personen durften diese Röcke tragen, namentlich der König und seine Familie und die Prinzen vom Geblüte, oder wen sonst der König außerordentlich auszeichnen wollte. Man konnte keinen Patentrock eher erhalten, als bis eine solche Rockstelle erledigt war, und nicht anders als durch einen eignen Gnadenbrief oder Patent. Alles was Vornehm war, drängte sich darnach, und es ist zu vermuthen, daß manchem ein solcher Rock mehr gekostet haben mag, als er werth war. Denn die Freiheiten, welche er gab, waren, genau betrachtet, nicht sehr beträchtlich. Außer der Ehre, den König unernannt auf den Versailler Promenaden zu begleiten, diente er zur halben Trauer, und gab die Macht Gold und Silber zu tragen, wenn dieses verboten war. Der König selbst trug nie einen solchen Rock.

18.

Wie genau er sich selbst in Kleinigkeiten nach der strengsten Etikette richtete, erzählt St. Simon als Augenzeuge. „Anders waren die Begrüßungen im Felde, anders bei Musterungen. Vor vornehmen Damen nahm er den Hut ganz ab, „bei einigen von weitem, bei andern mehr in der Nähe; vor „den Großen von Range nahm er ihn halb ab, und hielt ihn „einige Augenblicke lang in der Luft oder an's Ohr; gegen „Herren von niedrigem Range begnügte er sich, mit der Hand

„an den Hut zu greifen. Vor Prinzen von Geblüte nahm er „ihn ganz ab. Wenn er Damen anredete, so blieb er stets „unbedeckt.“

Daß es unter der witzigen französischen Nation Männer genug gegeben habe, die über dieses kleinliche Ceremoniel spotteten; redliche genug, die es beweinten, daß der König, welcher es mit des Landes Wohlfahrt und vielen andern wichtigen Dingen so genau eben nicht nahm, für solche Kleinigkeiten lebte und blos da nichts verfehlte, ist außer Zweifel. Aber doch bei weitem die meisten ließen sich dadurch zu einem gewissen Gefühl für die königliche Majestät bewegen, wenigstens stimmen alle darin überein, daß Ludwig diese Nebendinge mit einer unbeschreiblichen Grazie und unnachahmlichen Würde verrichtet habe, so, daß sie nie ein gezwungenes oder kleinliches Ansehen hatten.

19.

Je mehr Ludwig alterte, desto unausrottbarer ward dieses Wohlgefallen an Ceremonien, desto mehr hielt er darauf. Schon längst war der vormalige politische Grund weggefallen, schon längst dachte er nichts mehr dabei, aber sie waren noch das einzige Bret, an welchem sich seine Sinnlichkeit im Alter laben konnte. Es hatte eine Zeit gegeben, wo der Doge von Genua öffentlich vor ihm Abbitte thun mußte, wo eine Gesandtschaft aus Siam in Versailles anlangte, um seine Herrlichkeit zu bewundern, und seinen Beistand anzuflehen, wo sich also die Veranlassung zu Ceremonien von selbst fand. In seinen letzten Lebensjahren war das freilich nicht mehr der Fall, aber er wollte doch seine Existenz wenigstens noch in der Erinnerung auf dieselbe Weise genießen. Die Maintenon erfand also, mit dem Beistande der Jesuiten, von Zeit zu Zeit eine Art von Aufzügen, an denen sich seine matte Seele heben sollte. Dahin gehört die, bis dahin, ungewöhnliche Ceremonie, Ordensgenerale mit eben dem Gepränge zu empfangen, wie die vornehmsten Gesandten auswärtiger Mächte, insbesondere die famöse persische Gesandtschaft.

20.

Wenige Monate vor dem Tode des Königs wurde nämlich, man wußte selbst nicht recht wie? bekannt, daß ein persischer Gesandter nach Paris kommen würde. Der König befahl sogleich dem Baron von Breteuil, der das Amt bekleidete, den Gesandten zu empfangen, ihn zwei Meilen von Paris einzuholen, und mit der größten Pracht zu empfangen. Der Baron von Breteuil begab sich zu dem Gesandten in's Quartier, ward aber ziemlich stolz empfangen. Der Gesandte betrug sich in allem so toll und abentheuerlich, daß man den ganzen persischen Hof für ein Narrenhaus halten mußte, wenn der Regent einen solchen Narren zum Gesandten erwählte. Indessen wurde das weibliche Geschlecht von der Neuheit der Sache so angezogen, daß die Zimmer dieses Menschen, als er in Paris wohnte, täglich von Morgen bis auf den Abend mit Damen angefüllt waren, die sogar zu seiner Unterhaltung vor ihm tanzten. Ludwig zeigte am Audienztage, ob er gleich schon kränklich war, so viel Pracht als vorher, indem er nicht nur selbst alle Edelsteine der Krone trug, sondern auch dem ganzen Hofe befohlen hatte, in der größten Pracht zu erscheinen.

21.

Aber bald ward das Publikum durch laufende Gerüchte benachrichtigt, der angebliche persische Gesandte wäre durch Hülfe des französischen Gesandten in Constantinopel aus der Gefangenschaft entsprungen. Die überbrachten Geschenke wären kaum 1000 Thaler werth, und also die ganze Gesandtschaft eine Comödie, zum Zeitvertreib ersonnen. Das Publikum schalt nun den Gesandten laut einen Betrüger, und bemitleidete oder verwünschte die Schwachheit und Eitelkeit des Königs. Am Ende machte man die Entdeckung, daß es ein portugiesischer Jesuit sey, der die halbe Welt durchstrichen habe, Persien genau kenne, lange Gefangener in Constantinopel gewesen, und von seinen Ordensbrüdern befreit worden sey, um dem Könige die Comödie zu spielen.

22.

Ludwig selbst muß endlich an der Aechtheit dieses Gesandten gezweifelt haben, denn er gab ihm keine Abschiedsaudienz und sprach auch nicht weiter von ihm. Seine Minister aber mußten öffentlich behaupten, daß derselbe wirklich von dem persischen Regenten abgeschickt worden sey. Der Aufwand, den er dieses Gesandten wegen machte, war beträchtlich, indem er täglich 100 Louisd'or betrug. Die Reisekosten von Marseille nach Paris betrugen 6000 Thaler, und das Badezimmer, das man für ihn eingerichtet hatte, kostete 2500 Thaler. Von dem Handelstractate, den man mit ihm schloß, ist in der Folge so wenig die Rede gewesen, als von seiner Zurückkunft nach Persien. Er gab vor, über Toscana in sein Vaterland zurückzukehren, schweifte aber lange auf der Nord- und Ostsee, in Copenhagen, Hamburg und Berlin umher, und verschwand endlich, ohne daß man wußte, wohin er gekommen war.

23.

Bei dem Hange Ludwigs, die Mitwelt und Nachwelt von seiner Herrlichkeit und Größe reden zu machen, der alle seine Handlungen, gute und schlechte, entweder erzeugte oder leitete, nimmt seine Baulust eine der Hauptstellen ein.

Um hierbei völlig unpartheiisch zu verfahren, dürfen wir nicht vergessen, daß ein Theil der prächtigen Gebäude, welche Ludwig aufführen oder erweitern ließ, allerdings einen wahrhaft edeln Zweck hatte, und also nothwendig war. Dahin gehört das große Hospital in Paris, und ähnliche Gebäude in einigen andern bedeutenden Städten des Königreichs, die Verbesserung der Straßen in Paris und der Landstraßen, die Erbauung des Observatoriums, der Kanal von Languedoc, das Invalidenhaus, die Gebäude von St. Cyr zur Bildung der adelichen Jungfrauen; die Erbauung von Zeughäusern zu Brest, Rochefort, Toulon, Dünkirchen und Havre de Grace und mehrere andere nützliche Gebäude.

24.

Allein nicht zu gedenken, daß bei diesen Gebäuden oft eine Weitläufigkeit und Verzierungen angebracht wurden, durch welche der eigentliche Zweck nichts gewann, und die uns jetzt aus guten Gründen mehr Entstellung als Verschönerungen zu seyn dünken; nicht zu gedenken, daß iu diesem Ueberflüssigen eine Menge Geld verwendet wurde, welches zu Vervielfältigung der nützlichen Gebäude hätte verwendet werden können, so haben ohne allem Zweifel die Gebäude, welche blos zu Ludwigs Vergnügungen dienten, bei weitem die größten Summen hinweg genommen. Bei allen diesen Gebäuden wird es sichtbar, daß Prachtliebe und Eigensinn sie erbaute. Er konnte mit mäßigen Kosten St. Germain zu einem Lustschlosse machen, welches jedem andern den Rang streitig gemacht hätte; er fand da alles, was nur die lebhafteste Einbildungskraft sich wünschen konnte. Reizende Aussichten, einen nahen Wald, schöne Bäume, einen fruchtbaren zu Anlagen geschickten Boden, hochgelegene Quellen zu Springbrunnen, den Seinefluß in der Nähe. Dafür wählte er Versailles, ohne Aussichten, ohne Holz, ohne Wasser, ohne guten Boden, und, wegen der nahen Sümpfe, ohne gesunde Luft. Sein Eigensinn wollte die Natur zwingen, die doch immer nur bis zu einem gewissen Grade gezwungen werden kann, und dann einen steten Aufwand erfordert, um sich in diesem gewaltsamen Zustande erhalten zu lassen. Er zwang das Wasser von allen Seiten in seine Gärten zusammen, ließ die Sümpfe mit Kies überdecken; alle Gebäude, Orangerie, Heuställe und Pferdeställe waren von ungeheurem Umfang, und doch ward das Ganze nicht nach einem Plane gebauet, und nie vollendet. Bei einer Menge von Sälen fehlte es immer an einem Schauspiel- und Ball-Saale. Trianon, vor dem Thore von Versailles, das Anfangs blos ein Haus zu Collaticnen war, verwandelte sich in kurzem in einen prächtigen Palast mit trefflichen Gärten, so wie Augny am Ende des Parks von Versailles, das für die Frau von Montespan erbaut wurde.

25.

Allen diesen prächtigen Gärten gebrach es, bei aller Kunst, an Wasser zu den Springbrunnen, die immer still standen. Ludwig kam daher auf den Einfall, nach dem Ryswiker Frieden, den Fluß Eure, zwischen Chartres und Maintenon, durch einen Kanal (nachmals Kanal de Maintenon) nach Versailles zu leiten. Diese Arbeit kostete eine unermeßliche Menge Geld und Soldaten. Denn die französische Infanterie mußte während des Friedens an diesem Kanal arbeiten. Die harte Arbeit und die Ausdünstungen aus diesem langen umgewühlten Strich Landes brachten ansteckende Krankheiten hervor, an denen eine Menge Unglücklicher starben, eine Menge wurde auf Lebenszeit siech und elend. Nicht allein die niederen Offiziere, sondern auch die Generale, Obristen und Brigadiers, durften nie bei ihrem Dienste fehlen, ja keine Viertelstunde aus dem Lager bleiben. In dem Lager selbst war es bei der härtesten Strafe verboten, von den Kranken und Todten zu reden. Und doch blieb auch diese schreckliche Arbeit im Jahre 1688 liegen.

26.

Noch mehr kostete, nach der Angabe des Herzogs von St. Simon, das berühmte Marly. Bei zunehmendem Alter, Ertödtung der Sinne, und steigendem Hofgetümmel, fing Ludwig an, oder glaubte wenigstens Geschmack an der Einsamkeit zu finden. In dieser Absicht suchte er alle Orte in Versailles durch, und fand endlich hinter Luciennes ein enges tiefes Thal, von jähen Anhöhen eingeschlossen, von Sümpfen unzugänglich gemacht, ohne Aussicht, als auf ein schlechtes Dorf, Namens Marly, das am Abhange eines Hügels, lag, wo Wasser in der Gegend zusammen lief. Hier beschloß er, künftig einen Theil seiner Zeit zuzubringen. Aber welche ungeheure Arbeit, die Sümpfe auszutrocknen und bessere Erde herbeizuschaffen. Anfangs ward nur ein mäßiges Gebäude erbauet, um in demselben zwei oder dreimal des Jahres die Nächte zuzubringen, und zwar nur in Gesellschaft der ausgezeichnetsten Hofleutee welche um diese Ehre den Abend vor der Reise, durch bittend,

Anrede: Sire, Marly! anhalten mußten. Nach und nach wurde die Einsiedelei vergrößert, die Anhöhen zu neuen Gebäuden geebnet, und von den Hügeln Stücke weggenommen, um — Aussicht zu gewinnen (ein Widerspruch, der sich aus Ludwigs damaliger Denkungsart sehr gut erklären läßt und sie vielleicht besser charakterisirt, als sonst etwas). Mit jedem Jahr ward dieser Aufenthalt durch neue Gebäude vergrößert, durch Gärten, Wasserleitungen, Parks, Waldungen, Statuen verschönert, und der war Ludwigs Freund nicht, der Marly nicht lobte, oder kein Verlangen bezeugte, dahin zu gehen. Es ist fast unglaublich, was St. Simon von der Verschwendung erzählt, welche bei dieser Verschönerung statt fanden. „Große Bäume," schreibt er, „wurden von Compiegne und noch weiter herbei„geschafft, von denen zwei Drittel zu Grunde gingen, und „gleich durch andere ersetzt wurden. Große Strecken von Ge„hölzen und dunkeln Alleen wandelte man plötzlich in unge„heure Teiche, und diese eben so schnell wieder in dichte Wäl„der um, wo man in dem Augenblicke, da sie angelegt wur„den, das Tageslicht nicht mehr erblicken konnte. Ich rede „als Augenzeuge von dem, was ich in sechs Wochen gesehen „habe. Hundertmal wurden die Fontainen und Wasserbecken „verändert, die Behälter für Karpfen mit Vergoldungen und „den schönsten Malereien verziert, und wenn sie kaum fertig „waren, wieder umgeändert."

27.

Eine besondere Art von Gebäuden, deren Daseyn Ludwig XIV. eben nicht zur Ehre gereicht, waren die Staatsgefängnisse, welche auch mit jedem Jahre mehr bevölkert wurden. Colbert schreibt ihm darüber sehr ernstlich und gewiß mit Beifall jedes Staatsbürgers, dem seine Freiheit lieb ist: „Unter „den vielen Artikeln der Ausgabe finde ich immer mit Besorg„niß den für die Staatsgefängnisse. Ich bitte, Sire, sich vor„stellen zu lassen, daß man ihre Anzahl verminderе, und sie „bis auf zwei oder drei im ganzen Königreiche herabsetze, und „diese nur für wichtige Verbrechen bestimme. Sollten wohl „Ihre Unterthanen auf diese Weise jedem schlechtdenkenden Mi-

„nister als ihrem Richter überlassen werden dürfen? Gewissen „Regierungen mögen sie jetzt noch nöthig seyn, wie sie es ehe„mals für Frankreich waren, um die Gemüther zur Unter„würfigkeit zu gewöhnen. Aber jetzt, da Paris und das ganze „Königreich so großen Antheil an dem Ruhm Ew. Majestät „nehmen, jetzt da man überall nach dem Grundsatz der Ehre „handelt, möchte es noch rathsamer seyn, die Gefängnisse un„tersuchen zu lassen, und ihre Zahl zu vermindern." Als Antwort schrieb Ludwig an den Rand: „Ich will diesen Artikel „noch besonders durchsehen, wiewohl meine Autorität erfordert, „nichts zu vernachlässigen, wodurch sie aufrecht erhalten wer„den kann."

28.

Ein Mann von Ludwigs Ruhmbegierde mußte an prächtigen Festen, Aufzügen, und glänzenden Lustbarkeiten aller Art Geschmack finden. Sie verschafften ihm Gelegenheit, seine Person mit allen Umgebungen menschlicher Herrlichkeit dem staunenden Volke zu zeigen, und die Augen der Schönheiten auf sich zu ziehen, die er besiegen wollte, oder die zu unterhalten, die er schon besiegt hatte. Ueberdieß glaubte er auch durch diese Festlichkeiten das Ansehen der königlichen Würde zu heben, und Auswärtigen einen Begriff von seiner Größe beizubringen. Die gewöhnlichen Lustbarkeiten waren Comödien und Opern, Ballets, wobei er in jungen Jahren selbst mittanzte, und das Ringelrennen, wo er oft den Preis davon trug. Seine Vermählung ward, wie schon oben gedacht, durch eine Menge von Festlichkeiten gefeiert, die Wochenlang ununterbrochen fortdauerten. Nicht weniger glänzend waren sie bei der Vermählung seines Bruders mit Henriette von England, der Schwester Carls II. Ein paar Jahre hindurch war die berühmte Valiere die Veranlassung, und der Gegenstand der glänzendsten Hoffeste. Im Jahre 1662 ward ihr zu Ehren ein Caroussel den Tuillerien gegenüber gehalten, das in fünf Quadrillen getheilt war. Der König führte die Römer an, sein Bruder die Perser, der Prinz von Condé die Türken, dessen Sohn, der Herzog von Enghien, die Indianer, der Herzog von Guise die Amerikaner.

29.

Noch glänzender war das Carouſſel von 1664 zu Verſailles, welches damals ſchon Ludwigs Lieblingsaufenthalt geworden war. Der König erſchien dabei in Rittertracht, mit einem Gefolge von ſechshundert Perſonen, welche von ihm, nebſt ihren Leuten, in allem freigehalten wurden: Vor den Rittern gingen nach altem Gebrauche ihre Waffenherolde, Pagen und Stalleute her, die ihre Waffen, Schilde und Sinnſprüche trugen. Der König war auf ſeiner Kleidung mit allen Diamanten der Krone bedeckt, und ſein Pferdezug ſchimmerte von Edelſteinen. Die Königin und dreihundert Damen ſaßen unter Triumphbögen, um dem Zuge zuzuſehen. Aber la Valiere war damals die Einzige, welche die Blicke des Königs auf ſich zog.

Auf den Zug von Göttern folgte ein ungeheurer Wagen, der den Sonnenwagen vorſtellte, welchem die ehemals berühmten vier Zeitalter, das goldene, ſilberne, eherne und eiſerne, die vier Jahreszeiten, und die Stunden zu Fuße folgten. Einige Schäfer trugen die Zierrathen der Rennbahn, die man unter Trompeten und Paukenſchall aufſchlug. Verſchiedene Perſonen vom Gefolge des Sonnenwagens ſagten Verſe her, die auf die Veranlaſſung des Feſtes und auf die Hauptperſonen paßten. Bei Einbruch der Nacht ward der ganze Platz mit 4000 Fackeln erleuchtet. Mehrere Tafeln, welche man aufgeſtellt hatte, wurden von zweihundert Perſonen, welche die Jahreszeiten, Waldgötter und Göttinnen, Schäfer, Winzer und Schnitter vorſtellten, bedient. Pan und Diana, die Sinnbilder der Felder und Wälder, ſanken in einer Wolke herab, um die Tafeln mit dem Köſtlichſten, was Feld und Wälder hervorbringen, beſetzen zu laſſen. Vor den Tafeln, welche einen Halbzirkel bildeten, erſchien ein Gerüſt mit Muſikanten durch Maſchinerie; über den Tafeln an den Triumphbogen brannten eine Menge Wachskerzen auf Armleuchtern, und der ganze Bezirk war mit einem vergoldeten Gitter eingeſchloſſen. Dieſe Spiele währten auf dieſe Weiſe ſieben Tage lang, und der König trug einmal den Preis davon. Es wurden auch einige Theaterſtücke aufgeführt.

30.

Eine Lustbarkeit anderer Art fand späterhin bei Vermählung des Prinzen von Condé mit Mademoiselle von Nantes, einer natürlichen Tochter Ludwigs XIV. von der Montespan, statt, wie man sie ehemals schon bei Mazarin gesehen hatte. Nach dem Caroussel, welches zu Versailles gehalten wurde, errichtete man zu Marly auf einem Saale, einige Kramladen, welche mit allerlei Kostbarkeiten und Kunstwerken versehen waren, und wieder die vier Jahrszeiten zu Sinnbildern hatten. Im ersten saßen die Montespan und Monsieur: im zweiten die Maintenon und der Herzog von Maine; im dritten der Bräutigam mit der Frau von Thiange, einer Schwester der Montespan; im vierten die Braut mit der Herzogin von Chebreuse. Die eingeladenen Herren und Damen zogen Loose um die Kostbarkeiten, so daß jeder etwas Ansehnliches gewann.

31.

Gleiche Ausgabe verursachte die Reise, welche der König im Jahre 1670 nach Flandern machte. Der ganze Hof begleitete ihn, so wie die sämmtlichen Haustruppen und Hausofficianten. Verschiedene Dinge, welche zur Pracht oder zur Bequemlichkeit dienten, wurden mit großen Kosten von Versailles in die Städte transportirt, wo man eine Nacht blieb. In allen eroberten Städten wurden Bälle gegeben, und Feuerwerke abgebrannt, während das Volk unter der Geißel der rohen französischen Soldaten seufzte, und von ihnen ausgesogen wurde. Man hielt mit eben der Pracht Tafel, wie am Hofe. Die vornehmen Damen aus verschiedenen Städten kamen herbei, diese Herrlichkeiten zu besehen, wurden vom Könige zur Tafel gezogen und beschenkt. Auch alle Offiziere der Besatzung erhielten Geschenke, so daß dem Könige oft ein einziger Tag in solchen Artigkeiten fünfzehnhundert Louisd'ors zu stehen kam, welches damals für eine sehr beträchtliche Summe gelten konnte.

32.

Es wird dem Leser keine Langeweile verursachen, hier eine Beschreibung dieser Reise aus der naiven Feder der Madame d'Orleans, einer pfälzischen Prinzessin, zu finden: „Ich habe," schreibt sie, „mich in meinem Leben nicht so divertirt, als auf der Reise, so ich mit unserm seel. Könige (dieser Brief war vier Jahre nach Ludwigs Tode geschrieben) in Flandern gethan, die Königin und meine Dauphine waren noch am Leben. Sobald man in eine Stadt kam, ging jeder nach Haus, hernach in die Comödie, die oft so ridikül war, daß wir uns schier zu krank lachten. Unter andern erinnere ich mich, daß zu Dünkirchell eine Truppe war, so Mitridat spielte. Wie Mitridat mit Monime spielte, entfuhr ihm ein gar wüst Wort, und er drehete sich gegen die Dauphine, und sagte: Madame, ich bitte demüthig um Verzeihung, ich versprach mich. Man kann denken, was das für ein Gelächter gab. Es wurde noch größer wie der Prinz von Conti, der großen Prinzes ihr Herr (Gemahl), so oben überm Orchester saß, vor Lachen ins Orchester fiel, und weil er sich an dem Kordel vom Tuch halten wollte, fiel das Tuch herunter in die Lampen, und brannte an. Man löschte es zwar, aber es blieb ein groß Loch. Die Comedianten kehrten sich an nichts, und spielten immer fort, allein man sahe sie nur durch das Loch. Die Tage, da keine Comödie war, hatten wir Promenaden uud gute Collations; Summa, es war schier alle Tage etwas Neues. Nach des Königs Nachtessen waren gar schöne Feuerwerke, so die Städte in Flandern machten, recht magnifiq. Alle Menschen waren lustig. Der ganze Hof war allezeit beisammen, und jedermann dachte an nichts, als lustig seyn."

33.

Diese Hoffeste dauerten in ihrem höchsten Glanze bis ohngefähr 1686, wo der König von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, und die Maintenon ihm schon viel Geschmack an der Frömmelei beigebracht hatte. Von da an wurden in St. Cyr eine Art geistlicher Festlichkeiten von der Maintenon

gegeben, namentlich die biblischen Schauspiele des Racine, Esther und Athalia. Auch das kostete große Summen, und doch konnte es den immer zunehmenden Trübsinn des Königs nicht verscheuchen.

34.

Außer den öftern Festlichkeiten am Hofe, die ungeheure Summen kosteten, verschwendete Ludwig noch eine Menge Geld an die Musterungen, die er zu seinem Vergnügen, an verschiedenen Orten des Königreichs, über einzelne Truppencorps hielt; an seine Maitressen; im Spiel, das er stets hoch spielte, und gespielt wissen wollte, und an seine natürlichen Kinder. Das Wenigste, was ihm am Ende doch den meisten Ruhm im Auslande verschaffte, waren seine Geschenke und Pensionen an französische und auswärtige berühmte Gelehrte, damit sie seiner in ihren Schriften rühmlichst gedenken sollten. Voltaire erzählt, daß eine Unterredung mit dem Herzoge von St. Aignon dazu Veranlassung gegeben habe, der ihm erzählte, daß Richelieu sich dieses Mittels, berühmt zu werden, mit Erfolg bedient habe. Ludwig befahl gleich nach dieser Unterredung seinen Ministern, Lionne und Colbert, ein Verzeichniß der berühmtesten Gelehrten des In- und Auslandes anzufertigen, das bis zu 60 Personen anwuchs. Alle erhielten Geschenke oder Pensionen, und stimmten dafür sein Lob an. Freilich geschah das schon im Jahr 1663, als Ludwig noch eben nichts Rühmliches gethan hatte, aber Voltaire sagt: er sey schon im Voraus gewiß überzeugt gewesen, so viel Rühmliches zu thun, daß es den Begnadigten nie an Stoff zu seinem Lobe fehlen würde. Und allerdings gewannen sie auf diese Weise Zeit, sich zu ihrem Geschäft gehörig vorzubereiten, und sich im Voraus mit der Wahrheit einigermaßen abzufinden.

35.

Diese Ausgaben, zu denen sich noch die Millionen gesellten, welche während seiner ganzen Regierung die ungerechten Kriege zu Land und Wasser erforderten, und die nicht berechnet wer

den können, wurden durch den langen Aufenthalt des vertriebenen englischen Königs Jakob in Frankreich beträchtlich vermehrt. Ludwig wies ihm und seiner Familie das Schloß zu St. Germain zum Aufenthalte an, welches er mit der größten Pracht und Verschwendung hatte einrichten lassen. Außer beträchtlichen Geschenken an Gold, Silber, Edelgesteinen und kostbaren Zeugen fand die Königin von England beim Einzuge auf ihrer Toilete einen Beutel mit 10,000 Louisd'ors, und ihr Gemahl erhielt jährlich 600,000 Livres zu seinem Unterhalte. Und was kostete nicht die kurze Rückkehr des Königs nach Irland?

Bei so ungeheuren Ausgaben konnten die jährlichen Einkünfte des Königreichs nicht zureichen; das Volk wurde bis auf's Blut gedrückt, die Wucherer bereichert, und doch wußte sehr oft der erfinderische Colbert nicht einmal Rath zu schaffen. Man nahm schon damals zum Theil die jährlichen Einnahmen voraus. Dieser Minister wagte es zwar, seinem Könige hierüber die Wahrheit zu sagen, aber leider ohne Wirkung. Wir können Ludwigs Gedankenlosigkeit für dieses wichtige Capitel der Staatsverwaltung nicht besser zeichnen, als wenn wir Colberts Memoire hier im Auszuge geben.

36.

Nachdem er in wenig Worten die Nothwendigkeit seiner dringenden Vorstellungen gezeigt, fährt er fort: „Sie haben vielerlei Aufwand zu machen: 1) für den Seekrieg; 2) für den Landkrieg; 3) für die auswärtigen Angelegenheiten; 4) für das Innere und für Ihre Vergnügungen.“

„Der erste und dritte Punkt müssen ohne Ersparniß bestritten werden; der dritte muß bleiben, wiewohl er nach den Zeitpunkten eingeschränkt werden kann. Die vierte Classe aber muß mit aller Strenge eingeschränkt werden, nach der Regel: bei unnöthigen Dingen spare man den Sous; kommt es aber auf Ihren Ruhm an, so sind Millionen nicht zu viel.“

„Ihre Vergnügungen sind mit dem Aufwand für den Landkrieg so genau verbunden, daß sie schwerlich getrennt werden können. Wollten Ew. Maj. genau untersuchen, wie manchen unnützen Aufwand Sie gemacht haben, so würden sie wohl

einsehen, daß Einschränkung Ihres Aufwandes Sie aus Ihrer jetzigen Verlegenheit reißen könnte. Ich höre, daß die 800,000 Livres, welche in den Provinzen für den Mundvorrath geliefert wurden, schon ausgegeben seyn sollen, obschon die Truppen richtig bezahlt worden sind. Hätte man die Truppen in ihren Quartieren gelassen, hätten sie nicht unaufhörlich marschiren müssen, so würde man jenes Geld zu Staatsbedürfnissen anwenden können. So höre ich, daß 4 bis 500,000 Livres Ueberschüsse vom vorigen und von diesem Jahre, auf Musterungen, Quartiergeld 2c. für die Truppen verwendet worden sind, welche Ew. Maj. zusammen gezogen haben."

„Wüßten Ew. Majestät, wie viel Unordnung diese Truppen auf ihren Märschen in den Provinzen anrichten, wie ihrer die Unterthanen überdrüssig sind, und daß viele Landleute an den Grenzen deßhalb auswandern, so würden Sie die Nothwendigkeit einsehen, diesem Uebel abzuhelfen. Noch mögen Ew. Maj. bedenken, daß jetzt die Unterhaltung Ihres Stalles dreimal mehr kostet als sonst, daß die Vermehrung an Livreen, an Nahrung für Menschen und Pferde, an Geschirr und Besoldungen, jährlich über 200,000 Livres beträgt. Der Artikel der Spiele, sowohl der Ihrigen als der Königin, die Feten, großen Tafeln und Lustbarkeiten, welche nicht nöthig sind, macht mehr als 300,000 Livres aus. Der Aufwand auf Haus-Geräthe steigt jahrlich, so wie die Pensionen und Gratifikationen. Der Aufwand für Ihre Garde du Korps ist Kompagnieweise auf 64,000 Livres erhöht worden; jede Kompagnie von den Gensdarmen, Chevauxlegers 2c. ist auf 100,000 Livres Sold jährlich gesetzt, was vorher nicht gewesen ist. Wie oft haben Ihre Majestät mit einzelnen Korps Musterungen angestellt! — Welchen Aufwand hat die Verschönerung der Haustruppen verursacht!"

„Zwar habe ich einst selbst zu diesen Musterungen gerathen, allein ich konnte nicht glauben, daß man eine so wichtige Sache einem jungen vierundzwanzigjährigen Menschen anvertrauen, und das Volk auf eine so unerhörte Weise bedrücken würde. Einst gab man doch den Klagen der Städtedeputirten Gehör, wenn sie sich über die Offiziere und Soldaten beschwerten; jetzt hat niemand

das Herz mehr, sich zu beschweren; denn wer bisher etwas anbrachte, den hat man als Schurken und Aufrührer betrachtet. Das Volk erfuhr diese Schmähungen aus dem Munde des Mannes, der im Namen Ew. Majestät spricht. Nie konnte ich glauben, daß die Musterungen der Truppen im Innern des Reichs sogar ein Zeitvertreib für die Damen werden sollten, sondern ich rieth, die Offiziere und Soldaten irgendwo ohne alle Nachricht zu überraschen und zu mustern, um sie in Aufmerksamkeit zu erhalten. Kann man das wohl Musterungen nennen, die diesen Zweck erfüllen, wenn die Offiziere acht oder vierzehn Tage voraus wissen, daß sie vor Ew. Maj. erscheinen sollen?"

„Daß ich von so wichtigen Dingen bisher geschwiegen habe, ist aus Gründen geschehen, die Ew. Majestät schon bekannt sind. Dazu kommen aber noch folgende: 1) Weil ich gegen eine Lieblingsneigung Ew. Majestät reden muß. 2) Weil Ew. Majestät das, was ich Ihnen neulich über Verweisungen und Verhaftungen Ihrer Unterthanen sagte, zwar gut aufnahmen, aber die Sache nicht abänderten. 3) Weil es mir vorkam, als ob Ew. Majestät Ihre Vergnügungen und Festlichkeiten allen andern Geschäften vorzögen."

„Als ich nemlich Ew. Majestät zu St. Germain auf die Nothwendigkeit, Ihre Seemacht zu verstärken, aufmerksam machte, waren Sie völlig davon überzeugt. Aber fast in demselben Augenblicke wanden Ew. Majestät 200,000 Livres auf eine Reise nach Versailles, namentlich 13,000 Pistolen für Ihre und der Königin Spielgelder, und 50,000 Livres zu außerordentlichen Tafeln. Während die Finanzen immer mehr und mehr in Verfall kommen, verwenden Ew. Majestät auf jede Kompagnie der Musketairs 100,000 Livres. Dieses Geld müssen die Leute auf ihren Putz wenden, der doch nichts nutzt; sie nähren sich also mit Güte oder Gewalt auf Kosten ihrer Wirthe, und die Orte, wo sie liegen, bezahlen keine Steuern mehr. Wenn Ew. Majestät diese Sache genau untersuchen, so werden Sie finden, daß Ihr Ruhm darunter leidet, und die niedern Offiziere verarmen."

37.

Ludwig las diese Vorstellungen, und ließ es beim Alten: bisweilen schien er die Sache abändern zu wollen; aber manchmal erhielt Colbert charakteristische Antworten, wie folgende: „Ich weiß, wie meine Sachen stehen, und was nöthig ist; ich befehle, und Sie vollziehen. Mehr verlange ich nicht. Künftig, hoffe ich, soll es besser gehen, und ich bin überzeugt, daß Sie es an Ihrem Theile nicht werden fehlen lassen."

Nach solchen Herzensergießungen nahm Colbert gewöhnlich seine Zuflucht wieder zur nöthigen Demuth, bis ihn der Amtseifer aufs Neue übereilte. Einst mochte er mündlich zu weit gegangen seyn, und erhielt dafür von Ludwig folgende Zurechtweisung: „Ich war vorgestern Herr genug über mich selbst, um mein Mißvergnügen zu verbergen, daß ein Mann wie Sie, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe, so mit mir redete, wie Sie thaten. Daß ich viel Freundschaft für Sie gehabt habe, beweist die Erfahrung, daß ich sie noch habe, beweise ich Ihnen dadurch, daß ich gestehe, mich, Ihnen zu gefallen, einen Augenblick gezwungen zu haben, damit Sie nicht noch mehr Veranlassung bekämen, mir zu mißfallen. — Nützen Sie diese Gesinnung, und wagen es nicht, mich noch mehr aufzubringen. Habe ich einmal Ihre und Ihrer Kollegen Gründe angehört, und meine Meinung darüber gesagt, so will ich nichts weiter hören. — Habe ich einmal einen Ausspruch gethan, so dulde ich auch nicht den geringsten Widerspruch."

Natürlich fügte sich auf diese Weise Colbert in die Umstände. Seine Nachfolger konnten nie sein Ansehen erlangen. Sie seufzten und schwiegen oder schmeichelten, und so gerieth nach und nach das ganze Finanzwesen in die äußerste Verwirrung.

38.

Daß bei Ludwig die Neugierde so stark war, scheint vornehmlich in seinem frühen Umgange mit dem weiblichen Geschlecht und in dem Verhältnisse zu liegen, in welchem er sich während seiner Minderjährigkeit gegen den Staat befand. Es ist schon oben erwähnt worden, daß man ihm absichtlich in seiner Jugend nur immer weiblichen Umgang gab, damit er sich mehr mit Kleinigkeiten abgäbe, als um Regierungsgeschäfte bekümmerte, damit er weder gegen seine Mutter, noch gegen Mazarin sein eignes Gewicht fühlen lernte. Seine Gesellschaft unterhielt ihn gewöhnlich mit den verliebten Intriguen des Hofs, mit Geschichtchen, die darauf Bezug hatten, und lehrte ihn dergleichen anstimmen. Der Witz, mit welchem man sich bemühete, ihm die geschehenen Thorheiten oder Galanterien, und die innern Verhältnisse der Familien aufzutischen, ließ ihn Geschmack an dieser Beschäftigung finden. Als er König ward, blieb dieser Geschmack so lebhaft, daß er eine Menge Leute hatte, die ihm berichteten, was an öffentlichen Orten, in Privathäusern, in Gesellschaften vorging; besonders die Liebschaften junger Leute, die Ausschweifungen und Galanterien der Verheiratheten. Die Zuträger waren verschiedener Art. Einige wußten gar nicht, daß die Berichte, welche sie andern gaben, zur Kenntniß des Königs kämen; andere schrieben gerade zu auf Wegen, die ihnen vorgeschrieben waren; einige hatten sogar geheime Audienzen. Es ließen sich dazu Leute von allen Ständen und Fakultäten, von den höchsten bis zu den niedrigsten herab, gebrauchen.

39.

Doch würde dieses vielleicht im Ganzen eine ziemlich unschädliche Neigung geblieben seyn, wenn der König nicht bereits in seiner frühen Jugend den politischen Werth

geheimer Nachrichten hätte kennen lernen. Mazarin hatte sich zu seiner Selbsterhaltung und zu Bekämpfung der furchtbaren Fronde keiner bessern Waffen bedienen können, als der Intriguen und geheimen Parteiverwirrungen; er hatte ihnen allein seinen Sieg zu verdanken, und erhielt durch sie allein, so lange er lebte, sein Uebergewicht, und das Ansehen des Königs gegen die Widerspenstigen. Zur Erzeugung und Erhaltung solcher Intriguen wurden geheime Nachrichten erfordert, und es war nöthig, um sie regelmäßig zu haben, ein ordentliches System einzuführen. Es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß er die Erhaltung und Verbesserung eines solchen Ausspähungssystems Ludwig als eine nothwendige Bedingung, sich in unumschränkter Herrschaft gegen die Nation und ihre Großen zu erhalten, vorgestellt hat; und die Erfahrung hat es bewiesen, daß der Saame seiner Lehren auf einen empfänglichen und wohl verbreiteten Boden gefallen war. Denn unter Ludwig kam das Ausspähungssystem in Frankreich zu einer Vollkommenheit, wie in keinem andern Reiche der Erde. Dahin gehört zuerst die Inquisitionscommission im Innern von Paris, deren Oberhaupt der Polizei-Lieutenant war. Dieser warb mit einem Theile der, zu geheimen Ausgaben bestimmten Gelder, in allen Ständen Leute an, welche an öffentlichen Orten umherschlichen, und sich in jede Art von Gesellschaft mischten, um zu sehen, zu hören und zu berichten, was vorging. Das waren verarmte Offiziere, Akademisten, Handwerker, Künstler, Leute ohne alle Beschäftigung, Spieler, öffentliche Weibsbilder u. s. w. Ihre Bemühungen wurden nach Maßgabe der Wichtigkeit ihrer Dienste belohnt.

40.

Noch schändlicher war die Postinquisition. Es dauerte einige Jahre, ehe man wußte, daß der König durch den Weg des Brieferbrechens so genaue Nachrichten von Allem habe, bis man endlich der Sache auf den Grund kam. Auf dem Oberpostamte wurden nämlich alle Briefe von einiger Bedeutung geöffnet, und dem König

täglich Auszüge davon vorgelegt. Schon an und für sich konnte auf diese Weise ein unschuldiger Scherz seinen Urheber in's Verderben stürzen, und Dinge verrathen werden, welche Niemand auf der Welt zu wissen brauchte oder wissen sollte; aber noch gefährlicher wurden sie, da man sie nur auszugsweise übergab, und also etwas unterschieben konnte, um Jemand, den man haßte, unglücklich zu machen. In der That wurden auch viele Menschen, um eines einzigen Worts willen, in's Verderben gestürzt. Die Minister, namentlich Louvois, benutzten dieses schändliche Mittel, entweder den bejahrten König zu unterhalten, oder sie gewannen den Postmeister, und setzten die wöchentlichen Postberichte nach ihren Absichten auf, um die, welche sie haßten, zu stürzen. — Die geheime Kommission im Auslande. Ludwig schickte Leute ohne öffentlichen Charakter an alle europäische Höfe, um an denselben auf alle Umstände aufmerksam zu seyn, welche den König interessiren konnten, um das Betragen der Gesandten zu beobachten, ihre Berichte mit den geheimen zu vergleichen, und auf diese Weise einen durch den andern zn controlliren. Es wurden dazu nicht blos Leute vom Stande, sondern geringere Personen, besonders viele Tanzmeister, Sprach- und Fechtmeister gebraucht. Auf diese Weise schwebte der rechtschaffenste Minister in steter Gefahr, verkannt und unschuldig verdammt zu werden.

41.

Wenn Ludwig, wie nicht geläugnet werden kann, dadurch manche Notiz erhielt, welche er sonst nicht erhalten konnte, so überstieg doch der Schade bei weitem den Nutzen. Im Ganzen wurde der König dadurch in dem Mistrauen gegen seine Diener und Unterthanen, das ohnedies schon stark genug bei ihm war, noch mehr bestärkt, und da er am Ende Niemand mehr traute, so schwebte er in Gefahr, immer Unrecht zu thun. Dieses zeigte sich, wenn Jemand um eine Gunst, Amt ꝛc. anhielt. Da schlug er oft dem besten Menschen etwas ab, ohne daß dieser sich die Ursache erklären konnte, entweder

weil ihn sein sehr treues Gedächtniß an das erinnerte, was ihm seine Spions- oder die Postbeamten rapportirt hatten, oder wenn er sich nicht genau besinnen konnte, weil er wußte, daß man irgend einmal etwas zum Nachtheile des Bittenden vorgebracht habe, und das reichte hin, das Gesuch abzuschlagen. Dann gab er selbst den nachdrücklichsten Vorstellungen eines Ministers, Generals oder Beichtvaters kein Gehör, sondern antwortete: er wisse zwar nicht mehr, was ihm von dem Menschen erzählt worden, allein es sey doch sichrer, die Stelle einem Andern zu geben, gegen den er gar nichts habe. Es wurden ferner dadurch Dinge an den Tag gebracht, welche als Privatgeheimnisse zu Niemandes, als der interessirten Personen, Kenntniß kommen durften; es entstanden Zwistigkeiten unter vertrauten Freunden, die nicht wissen konnten, wie ihre Geheimnisse errathen worden waren, und also gegen einander selbst Verdacht schöpften; es entstanden lästige Einmischungen in Familienangelegenheiten von Seiten derer, die sich auf die königliche Macht stützten, oder vom Könige selbst, der sich gar zu gern in die Liebeshändel von Privatpersonen mischte. So vertraute ihm z. E. einst eine liederliche Dame, welche, während daß ihr Mann zu Felde war, Ehebruch getrieben und schwanger geworden war, ihre Schande an, belegte sie mit dem Namen ihrer Schwachheit, und bat um den königlichen Schutz. Anstatt diese Eheleute sich selbst zu überlassen, befahl der König dem Kriegsminister, den Offizier, der gern den Winter über in seinem Hause zugebracht hätte, auch nicht einen Tag aus dem Lager zu lassen, bis die Schwangerschaft vorüber war.

42.

Das Brieferbrechen äußerte endlich die traurigsten Wirkungen auf alle die, welche als Freunde in weiter Entfernung von einander lebten, und sich auf keine Weise als durch Briefe, ihre gegenseitigen Angelegenheiten anvertrauen konnten. Es verbreitete sich auf diese Weise Mißmuth und Unzufriedenheit durch alle Stände. Wo

die Wahrheit der Nachrichten durch Spions anbetrifft, so ließ sich diese billig in Zweifel ziehen. Leute, die sich aus Gewinnsucht von Einem brauchen lassen, verkaufen sich eben so leicht einem Andern, der sie besser bezahlt, und liefern doch endlich nur die Nachrichten, die ihrem Vortheil am angemessensten sind, oder handeln aus Rachsucht. Man darf sich daher gar nicht wundern, daß Ludwig so oft mit schlechten oder unfähigen Dienern umgeben war. Die Rechtschaffenen trugen Bedenken, sich einem Dienste aufzuopfern, wo sie jeden Augenblick in Gefahr waren, von einem Schurken verrathen zu werden.

43.

Hier noch einen Zug von der Geduld, welche Ludwig bei seinen Ausspähungen bewieß. Der Pater la Tour war General des Ordens vom Oratorium und des Jansenismus verdächtig, also einer Sache, welche der König auf Antrieb der Jesuiten tödlich haßte, ohne die Lehrsätze der Jansenisten und Molinisten zu verstehen. Diesen la Tour, der die öffentliche Achtung genoß, suchten die Jesuiten zu wiederholten Malen beim Könige zu verderben, aber er gab immer auf ihre Forderungen keine beifällige Antwort. Als sie ihm eines Tages stärker als gewöhnlich zusetzten, gebot er ihnen mit Heftigkeit Stillschweigen. „Ich lasse ihn," sagte er, „schon seit zwei Jahren beobachten, ohne daß ich noch etwas erfahren hätte, was ihm zum Vorwurfe gereichen könnte. Entweder er muß tugendhafter seyn, als man mir sagt, oder klüger als wir. Man rede also nicht mehr von ihm." Es giebt wenig Antworten, welche die ganze Gesinnung dessen, der sie giebt, so characterisiren, wie diese, wenn man sie genau betrachtet.

44.

Es wäre für Ludwigs Geisteskräfte und für das unglückliche Frankreich besser gewesen, wenn er seiner guten

Gemahlin die eheliche Treue gehalten, oder, dafern dies zuviel verlangt seyn sollte, sich bei seinen Unregelmäßigkeiten gewisse Gesetze vorgeschrieben hätte. Allein es hat nicht leicht einen ausschweifendern Mann gegeben, um dessen Gunst sich das weibliche Geschlecht so eifrig beworben, und der sich bei seinen Neigungen so wenig Zwang angethan hätte, als ihn. Sein Leben von seiner frühen Jugend an, bis in sein Alter, war eine Kette ununterbrochener Ausschweifungen.

Er ward sehr frühzeitig von einer gewissen Beauvais, einem unansehnlichen einäugigen Geschöpfe, in die Geheimnisse der Lüste eingeweiht. Die Königin Mutter wußte es, aber sie ließ es zu — weil für sie davon nichts zu befürchten war, und sie die ganze Sache als ein Kinderspiel betrachtete! Seit dieser Zeit flog er von einer Ausschweifung zur andern, und die Gegenstände waren ihm dem Stande und der Moralität nach ziemlich gleichgültig, wenn sie nur seine gereizte Sinnlichkeit befriedigten. In der Reihe seiner Liebschaften glänzen nicht bloß Damen und Jungfrauen von Qualität, sondern es mischten sich auch Aufwärterinnen, Blumenmädchen, Schauspielerinnen, Kammermägde ꝛc. hinein. Die Herzogin Charlotte von Orleans, eine Pfälzische Prinzessin, sagt sogar in einem ihrer Briefe: „Der König und Monsieur seel. (Bruder des Königs) waren von Kindheit an gewohnt, schmutzige Häuser zu sehen, daß sie meinten, es müsse so seyn, aber an ihren Personen waren sie sehr propre.“ Und in einem andern Briefe: „Der seel. König war galant, aber auch debauchirt; alles war ihm gut, wenn es nur Weibsleute waren.“

45.

Wir würden glauben die Zeit unnütz zu verlieren, wenn wir seine bekannt gewordenen Liebschaften der Reihe nach erzählen wollten; wir begnügen uns nur mit einigen allgemeinen Bemerkungen, um bei zwei ernsthaften und folgenreichen, der Montespan und Maintenon, zu verweilen. In ziemlich kurzen Zeiträumen folgten auf

einander die obengenannte Beauvois, ein paar Niecen des Kardinals Mazarin, das Fräulein von Argencour, die Fontange, die Valiere, die Laval, Lude, Chausseraye und des Oillets. Einige von ihnen liebten ihn wirklich, namentlich die Lude, die Fontange und la Valiere; aber gerade diese konnten seine Neigung am wenigsten fesseln, weil sie sich nur durch Gutherzigkeit nicht aber durch Witz oder Künste der Wollust auszeichneten. Die übrigen ergaben sich ihm aus Stolz oder Wollust, und bei diesen fand er wieder sein Glück nicht, weil er ihnen nicht traute. Am meisten fand er sich bei der Angencour gedemüthigt, die ihn geraume Zeit als Anbeter schmachten ließ, während daß sie mit seinem Kammerdiener auf einen sehr vertraulichen Fuß lebte. Uebrigens führte Ludwig unter diesem Weiberhaufen ein sehr unruhiges Leben. Tagtäglich spielte eine der andern Ränke, um sie zu verdrängen, beide Theile riefen dann den König am Ende zum Schiederichteramt, und das war weder eine leichte noch angenehme Beschäftigung. Denn sie verläumdeten einander wechselsweise, gaben sich gegenseitig die häßlichsten Handlungen und Ausschweifungen schuld; ja öfters gelang es einer, dem Könige einzubilden, daß die Kinder nicht von ihm wären. die man für die seinigen ausgegeben hätte.

46.

Von diesen Zänkereien war die Valiere, deren Namen wir zwar unter den vorübergehenden Liebschaften aufführen mußten, die aber an einem so verdorbenen Hofe eine auffallende Ausnahme machte, vollkommen frei, und so über das gewöhnliche Maitressengeschlecht erhaben, daß wir etwas bei ihr verweilen müssen, wäre es auch nur um Ludwigs Charakter für einen solchen Fall desto unzweideutiger erscheinen zu lassen. Nach den Berichten der Zeitgenossen war sie sehr schön von Gesicht und Wuchs, hatte einen überaus sanften und rechtschaffenen Charakter, und eine Bescheidenheit, welche nie vergaß, daß sie ihr Ansehen ihrer Schwachheit zu verdanken hatte. Selbst

zu den Zeiten, wo sie des höchsten Glanzes genoß, vergaß sie die Ehrerbietung nicht, welche sie der rechtmäßigen Gemahlin Ludwigs und der ganzen königlichen Familie schuldig war. Wenn sie mit der Königin zusammen war, zeigte ihr Gesicht die Beschämung über das Verhältniß, in welcher sie Ludwig gegen seine Gemahlin gesetzt hatte, so daß die Königin sie recht herzlich liebte. Dabei war sie durchaus uneigennützig und schadete niemand, sondern liebte den König so rein und aufrichtig, wie sie ihn als Privatmann geliebt haben würde. Sie erzeugte mehrere Kinder mit ihm, die nachher legitimirt wurden.

47.

Sie ward von der Montespan, einer Frau von blendender Schönheit, aus dem Herzen des Königs verdrängt, und zwar durch die Verläumdung, daß sie sich gegen den Herzog von Montespan unanständige Freiheiten erlaubt hätte, welches aber durchaus ungegründet war. Die gute Valiere, ob sie gleich bemerkte, daß Ludwig immer kälter gegen sie wurde, und ihr zum Trotz seine Aufmerksamkeit gegen die Montespan verdoppelte, ertrug doch seine Launen mit großer Geduld, ohne ihm Vorwürfe zu machen und die Montespan zu schmähen. Ja sie bezeugte gegen dieses Weib die Herablassung (man kann diesen Ausdruck von einer so reinen gegen eine so schmutzige Seele wohl gebrauchen), daß sie in das Begehren derselben willigte, ihren Kopfputz und Anzug mit ordnen zu helfen, und dieses ohne Murren zu thun.

Allein gegen Leute, wie Ludwig und die Montespan, half alle Geduld nichts, sondern erbitterte sie nur. Der schlechte Mensch erträgt stets mit Widerwillen die Ruhe des bessern. Die Montespan mißhandelte daher die arme Valiere öffentlich, lachte sie in jeder Gesellschaft aus, oder machte sie hinter dem Rücken lächerlich. Gegen den König wußte sie alles, was Valiere that, ins Abgeschmackte zu drehen, und endlich ihn sogar zu überreden, der Graf von Vermandois, den er mit der Valiere erzeugt hatte, sey nicht sein, sondern des Herzogs von Lausun, Sohn

Das tilgte in des Königs stolzem Herzen nicht nur jeden Funken von Liebe gegen die Unglückliche, sondern es verleitete ihn auch zu grausamen Mißhandlungen.

48.

Als diese immer drückender wurden, beklagte la Valiere sich gegen ihn über seine Flatterhaftigkeit, allein er antwortete ihr fürs erste ganz kalt: er sey aufrichtig genug, ihr aus seiner Liebe gegen die Montespan kein Geheimniß zu machen, und dann würde sie wohl wissen, daß ein König von seinem Charakter sich keinen Zwang anthun lasse. Sie schickte ihm darauf ein Gedicht zu, daß aus einem liebenden Herzen geflossen war; aber es brachte bei Ludwig keine andere Wirkung hervor, als die Gefälligkeit, dasselbe zu loben und der Verfasserin seine Hochachtung zu versichern. Ein trauriges Compliment von einem Manne, der sich von der Montesplan verleiten lassen konnte, wie die Herzogin von Orleans von ihm erzählt. Er mußte die Zimmer der Valiere passiren, wenn er die Montespan besuchte. Bei einem solchen Durchgange warf er einst sein kleines spanisches Hündchen der Valiere in den Schoos, und rief: „Solche Gesellschaft ist gut genug für Sie.“

49.

Dergleichen niedrige Züge empörten den geduldigsten Charakter, und la Valiere beschloß nuu in das Karmeliter-Nonnenkloster zu gehen, wo sie sich freiwillig der strengsten Lebensart unterwarf. Rührend ists in den Briefen der Herzogin von Orleans ihre Einkleidung als Nonne zu lesen: „Es rührte mich,“ schreibt sie, „so sehr, das angenehme Weib diese Resolution fassen zu sehen, daß, wie man sie unter das Todtentuch legte (ein Gebrauch, welcher andeuten soll, daß die einzuweihende Person der Welt abstirbt), fing ich an zu weinen, daß ich mich nicht

mehr konnte sehen lassen. Wie die Ceremonie aus war, kam sie zu mir, tröstete mich und sagte, ich sollte mich mehr erfreuen als sie beweinen, da sie nun anfinge glücklich zu werden. Sie würde in ihrem Leben die Gnade und Freundschaft nicht vergessen, so ich ihr erwiesen, welches sie ja nie verdient hätte. Kurz darauf ging ich wieder zu ihr, ich war curieus zu wissen, warum sie bei der Montespan so lange als eine Suivante geblieben wäre? „Gott,“ sagte sie, „habe ihr Herz gerührt, ihr ihre Sünde zu erkennen gegeben, so hätte sie gedacht, sie müsse Buße thun, also leiden, was ihr am schmerzlichsten gewesen, des Königs Herz zu theilen, und von ihm verachtet zu werden. In den drei Jahren nach des Königs Liebe, hätte sie wie eine verdammte Seele gelitten, und Gott alle ihre Schmerzen geopfert. Da ihre Sünde öffentlich gewesen, so hätte auch ihre Pönitenz öffentlich seyn müssen u. s. w.

50.

Sie hatte sich fest vorgenommen, Ludwigs Anblick zu vermeiden, wenn er je das Kloster besuchen sollte; aber er kam nie dahin. Die Königin im Gegentheil, deren Hochachtung gegen sie durch den Nonnenhabit noch vermehrt worden war, besuchte sie öfters im Kloster, und verlangte, daß sie sich als Herzogin in ihrer Gegenwart niedersetzen sollte. Aber sie that es nie, sondern antwortete: „Ich bin Nonne, und darf nichts weiter seyn.“ Als sie den Tod ihres Sohnes, des Grafen von Vermandois, erfuhr, sagte sie tief gerührt: „Also muß ich um seinen Tod weinen, ehe ich noch aufgehört habe, seine Geburt zu beweinen.“ Sie lebte 33 Jahre in ihrem Kloster, und starb im Junius 1710 in einem Alter von 66 Jahren. Wie Ludwig sich bei der Nachricht von ihrem Tode benommen habe, ist mir nicht bekannt. Die wenigen Worte indessen, welche die Herzogin in einem Briefe sich entfallen läßt, geben ohngefähr die Haltung an, welche Ludwig genommen haben mag: „der König

hat die Baliere vergessen, als wenn er sie in seinem Leben weder gekannt noch gesehen hätte."

51.

Wir wollen nun zur Montespan übergehen. Alle Berichte stimmen darin überein, daß sie eine überaus schöne und gutgewachsene Person gewesen sey, aber auch überaus zänkisch und spottsüchtig. „Sie war," schreibt die Herzogin von Orleans, „weiser als die Baliere, hatte einen großen Eclat, schönen Mund und Zähne, allein sie sahe so frech aus, und man sahe ihr im Gesicht an, was sie im Schilde führte. Sie hatte schöne blonde Haare, schöne Hände und Arme, das hatte die Baliere nicht so, aber sie war gar sauber, und die Montespan ein schmutziger Geselle. Sie war noch mehr ambitieuse als debauchirt, aber bös wie der Teufel, es war ihr nichts zu viel, um ihre Ambition zu vollführen, darauf ging alles. Sie hatte vielen Verstand in den Augen, und ein sehr angenehmes Lachen, war sehr divertissant und possirlich, und die Zeit konnte einem nicht lang bei ihr währen. Sie lachte alle Menschen aus." Noch bringt sie einen Zug an, der eine Maitresse von solcher Qualität ziemlich charakterisirt. „Sie und ihre Tochter konnten brav schöppeln (trinken) ohne einen Augenblick voll zu werden. Ich habe sie, ohne was sie sonst getrunken, sechs Vasaden vom stärksten Tournier-Rosalis trinken sehen, meinte, sie würde uuter die Tafel fallen, aber es war wie ein Trunk Wasser."

52.

Diese Frau war eine geborne Rochechouart und vorher mit dem Marquis von Montespan vermählt, dem es an Ludwigs Hofe mehr gefiel, als auf seinen Gütern. Der König bemerkte bald die ausnehmende Schönheit der Marquise, und machte es ihr bemerklich. War es noch ein Rest von Tugend, oder nur tiefe Verstellung, sie rieth

ihrem Manne nach Guienne zurückzukehren, um Ludwigs Nachstellungen zu entgehen. Er hatte aber allzuviel Vorliebe für das freie Hofleben, oder einen allzustarken Theil von Vertrauen auf seine Person und die Tugend seiner Frau, und schlug ihre Bitte ab. Dafür strafte sie ihn, daß sie sich dem Könige Preis gab, und erklärte Maitresse wurde. Nun tobte und wüthete ihr Gemahl, redete ziemlich leichtfertig vom Könige, nannte die Sache bei ihrem wahren Namen, und beging sogar die Thorheit, für seine Frau als Witter Trauer anzulegen. Dafür ward er eine Zeit lang in die Bastille gesteckt. Um bei seinen fortdauernden Beschwerden nicht verwiesen zu werden, verlängerte er einen Proceß, den er führte, konnte aber endlich doch nicht verhindern, daß der König durch eine Cabinetsordre den Proceß zu endigen befahl, und ihn nun ohne Weiteres nach Guienne verwies.

53.

Seitdem die Marquise von Montespan Ludwigs erklärte Maitresse war, legte sie das Wappen und die Livree ihres Mannes ab, und führte wieder das Wappen des Hauses Rochechouart; ihr Widerwille gegen ihren Mann erstreckte sich sogar bis auf den Sohn, den sie mit ihm gezeugt hatte. Von dieser Zeit an ward das Haus dieser Frau der Sammelplatz des Hofes, der Vergnügungen, des Glücks und der Intriguen, des Witzes und der Lästerungen, wozu ihre beiden eben so geistreichen Schwestern, die Frau von Fontevraut und von Thiange nicht wenig beitrugen. Man fing nach und nach an, dieses Haus wegen des beißenden Witzes so zu fürchten, daß man nicht gern mehr bei den Fenstern desselben vorüber ging, besonders wenn der König gegenwärtig war. Denn um ihn zu belustigen, schonte die Zunge der Montespan niemand. Man pflegte zu sagen, wer vorüber gehe, müsse Spitzruthen laufen. Das Aergerniß dieses doppelten Ehebruchs fiel damals, sagt Duclas, ganz außerordentlich auf. Aber Ludwig, der bisher seine Liebschaft mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt hatte, scheute nichts

mehr. Der Hof wurde bei der neuen Favoritin gehalten, sogar bei der ersten Niederkunft beobachtete man nichts Geheimnißvolles mehr. Wenn der König zu Felde ging, oder die Grenzstädte besuchte, so saß er mit der Königin, mit la Valiere und Montespan in einem Wagen. Das Volk strömte dann in Menge herbei, um, wie man sagte, die drei Königinnen zu sehen. Die Feste, welche der Montespan gegeben wurden, kosteten ungeheure Summen. Sie hatte Wache von der Garde du Corps vor ihrem Zimmer, weil der König stets bei ihr war, und auch mit seinen Ministern bei ihr arbeitete. Ja sogar, wenn sie ausfuhr, begleitete sie eine Wache, aus Furcht, daß ihr Mann sie einmal öffentlich beschimpfte, wie er ihr gedrohet hatte.

54.

Bei einer Revue begegnete ihr doch von einer andern Seite her eine Unannehmlichkeit, ohne daß die Wachen es verhindern konnten. Als sie nämlich bei den deutschen Truppen vorüber fuhr, belegten diese sie ganz laut mit dem Titel, den man bei uns einem Frauenzimmer gibt, das seine Unschuld verloren hat. Abends fragte sie der König, wie sie die Revue gefunden hätte? „Ganz vortrefflich," erwiederte sie, „nur finde ich, daß die Deutschen ein wenig zu naiv sind, und jede Sache mit ihrem wahren Namen belegen. Ich habe mir ihre Ausdrücke über mich erklären lassen." Im Vorbeigehen wollen wir bemerken, daß sie als solche die Erfinderin der beliebten Reifröcke ist, deren sich späterhin geraume Zeit die ehrlichsten Weiber allgemein bedienten, ohne sich um den ursprünglichen Zweck derselben zu bekümmern.

55.

Diese Person wußte allerdings den Geist des Königs, wie seine Sinnlichkeit zu befriedigen; aber sie machte ihm auch durch ihren Stolz und durch ihre Zanksucht, tausend

unangenehme Stunden. War er ihrer eine Zeit lang überdrüssig, so wußte sie die sichersten Mittel, ihn wieder an sich zu ziehen, und zum Spiel ihrer Launen zu machen. so daß er bei ihr die besten Kräfte seines Geistes und Körpers verschwendete, und sie in dem Wahne bestärkte, er werde sich nie von ihr zu trennen im Stande seyn. Die Zuneigung Ludwigs gegen die mit ihr erzeugten Kinder vermehrten vielleicht noch die Meinung von ihrer Unentbehrlichkeit, und machte, daß sie sich gegen die ganze königliche Familie mit einem Stolze betrug, der Alle heimlich empörte, wenn sie sich auch äußerlich vor demselben beugten. Die Königin durfte sie freilich nicht ins Gesicht beleidigen, aber sie ließ dieselbe doch so oft ihr Uebergewicht so fühlen, daß jene einst im Verdruß ausrief: Diese .... wird mich noch ums Leben bringen.

56.

Aber sie bereitete sich selbst den Untergang. Obgleich Ludwig durch seine Sinnlichkeit gefesselt, ihren Eigensinn und Stolz mit scheinbarer Geduld ertragen hatte, so war er doch, wie wir schon gesehen haben, selbst allzu stolz, als daß er ihre Thorheiten ohne heftigen Widerwillen hätte dulden können, und es ist gewiß, daß er ihr eben so schnell als andern den Abschied gegeben haben würde, wenn ihm eine andre in dem Maße hätte befriedigen können, wie sie. Bei zunehmenden Jahren und noch schneller zunehmender Schwäche, machte ihr Betragen immer mehr einen widerlichen Eindruck auf den König, wozu auch wohl die Sättigung das Ihrige beitrug. Er wurde mürrischer, sie zanksüchtiger, und so fingen beide an, einander lästig zu werden. Von Seiten der Montespan erforderte es die Klugheit, ihn nicht ganz zu erbittern, oder sich von ihm zu trennen; desto emsiger suchte sie eine Person, welche ihr die Last der täglichen Unterhaltung zum Theil abnehmen konnte, und doch nicht im Stande wäre, ihr beim Könige gefährlich zu werden.

57.

Beide Forderungen schien die berühmte Maintenon, die Gouvernante ihrer mit Ludwig erzeugten Kinder, zu vereinigen. Sie hatte Bildung genug, um den König angenehm zu unterhalten, und war doch schon in dem Alter, in welchem das weibliche Geschlecht in der Regel keine Eroberungen mehr macht, nämlich in den fünfziger Jahren, also noch einige Jahre älter als Ludwig. Da diese Frau in dem letzten Akte von Ludwigs Leben eine so bedeutende Rolle gespielt hat, und so gar ungleich beurtheilt worden ist, so wollen wir das Merkwürdigste hier anführen, was zu richtiger Beurtheilung ihres Charakters dienen kann.

58.

Franziska d'Aubigne, Marquise von Maintenon, war auf einer der westindischen Inseln geboren, wohin ihre Eltern sich aus Mangel begeben hatten, und wo sie in Dürftigkeit gestorben waren. Die Tochter kam auf gut Glück nach Frankreich, konnte aber anfangs nicht höher kommen, als zu dem Amte einer Ausgeberin bei einer alten geizigen Dame, Namens von Neuillan, unweit Rochelle. In dem Gefolge dieser Dame kam sie nach Paris, wo sich der berühmte Dichter Scarron, ein sehr verkrüppelter Mann, in sie verliebte und sie heirathete. Bei diesem Manne versammelten sich viele witzige Köpfe und vornehme Personen vom Hofe. Da er aber in seinen besten Jahren starb, und kein Vermögen hatte, so sank seine Wittwe in eine solche Dürftigkeit zurück, daß sie von Almosen leben mußte. Sie miethete sich ein enges Zimmerchen, wo sie mit einer Magd arbeitete, und sich kümmerlich hinbrachte. Indessen dauerte dieser armselige Zustand nicht gar lange. Einige Bekannte ihres verstorbenen Mannes nahmen sich ihrer an, und brachten sie nach und nach in einige der vornehmsten Häuser, freilich nicht als Gesellschafterin, sondern in den Rang angesehener

Hausbedienten, z. E. um zu sehen, ob angespannt sey, ob das Essen fertig sey u. s. w.

59.

In einem dieser Häuser, beim Marschall Albert war es, wo die Marquise von Montespan sie kennen lernte, und bald an ihrer Bescheidenheit, ihrem zuvorkommenden Betragen, und ihrer angenehmen Unterhaltung Geschmack fand. Sie schlug dieselbe darauf dem Könige zur Erziehung ihrer beiden Kinder, des nachmaligen Herzogs von Maine und der Prinzessin von Condé vor. Als der König in der Folge diese beiden Kinder öffentlich für die seinigen erkannte, kam die Maintenon mit ihnen an den Hof, und wußte sich dergestalt bei der Montespan einzuschmeicheln, daß der König ihr nicht nur von Zeit zu Zeit auf die Vorstellung der Montespan Geschenke zufließen ließ, sondern ihr auch Geld zum Ankauf des bei Versailles gelegenen Gutes Maintenon gab, ob er gleich oft sagte, daß er sie nicht gut leiden könne, und ihr alles mit Widerwillen gebe. Die Montespan plagte sogar den König auch noch um Geld zur Wiederherstellung dieses ziemlich verwilderten Schlosses. Ludwig verweigerte die letztere Forderung standhaft, und da die Marquise demohngeachtet fortfuhr zu bitten, so sagte er voll Unwillen: „Ich habe schon zu viel für diese Frau gethan, und begreife gar nicht aus welcher Grille Sie so viel Gefallen an einer Person finden können, die ich schon so oft gebeten, fortzuschicken. Ich muß es gestehen, daß sie mir unausstehlich ist, und daß ich ihr nur unter dem Versprechen noch etwas schenken will, daß sie mir nie wieder zu Gesichte kommt, und ich nie wieder etwas von ihr höre.“

60.

Der Herzog von Maine hinkte stark. Man suchte überall im Königreiche Hülfe, ohne sie zu finden, bis man endlich den Rath erhielt, die Bäder von Barege an

ihm zu versuchen. Die Maintenon mußte mit dem Herzoge diese Reise machen, und schrieb fleißig Briefe von dem Befinden des Kranken, welche dem Könige gezeigt wurden, der sie sehr artig fand, und dadurch einen Theil seiner Abneigung gegen die Maintenon ablegte.

Bei ihrer Zurückkunft hatte sie oft Gelegenheit Zeuge von den Zänkereien zu seyn, die zwischen der Montespan und dem Könige vorfielen. Sie machte dann die Vermittlerin, und ermahnte besonders die Montespan zur Verträglichkeit. Die Montespan erzählte es dem Könige wieder, und so hatten denn diese Bemühungen bei dem Könige nicht nur den Erfolg, daß er die Maintenon ohne Widerwillen betrachtete, sondern ihr sogar über diesen Punkt sein Vertrauen schenkte, und seine Beschwerde über die Montespan mittheilte. Die Theilnahme, welche sie gegen ihn bewies, die ehrerbietige Höflichkeit, mit welcher sie alles anhörte, die Behutsamkeit, mit welcher sie ihre Antworten gab, und die tugendhaften Gesinnungen, welche sie immer blicken ließ, machten mit jedem Tage einen lebhafteren Eindruck auf Ludwigs Herz. So oft er sich mit der ungestümen Montespan veruneiniget hatte, suchte er bei der Maintenon Ruhe und Aufheiterung, und fand sie allemal. So wurde ihm in nicht allzulanger Zeit eine Frau unentbehrlich, welche er kaum hatte ansehen mögen, und die Montespan fing endlich an zu bemerken, daß sie nicht mehr so ganz unumschränkt über das Herz des Königs herrsche, daß eine Frau ihre Nebenbuhlerin sey, die sie nie als solche gefürchtet hatte. Nun griff sie ohne Zeitverlust zu den Waffen der Selbstvertheidigung, erzählte dem Könige und jedermann die vormalige Lebensart der Wittwe Scarron, und schmückte ihre Beschuldigungen mit sehr abentheuerlichen Anekdoten aus. Aber die Beschuldigungen kamen jetzt zu spät. Der König kannte die Montespan bereits als eine Person, welche nicht eben die Wahrheit liebte, und ihn selbst tausendmal mit Geschichtchen amüsirt hatte, von denen sie am Ende selbst gestand, daß sie dieselben erfunden, oder nach ihrem Sinne ausgeschmückt hätte. Ueberdieß sprach auch jetzt aus jedem Worte die gereizte Eifersucht allzulaut. Ludwig chrieb also auch das, was an ihrer Erzählung wahr war,

auf Rechnung dieser Leidenschaft, und glaubte es nicht, und so beförderte sie dadurch ihren Fall gegen eine Frau, welche alles duldete und nicht schmähete.

81.

Je mehr sich auf diese Weise die Maintenon in seiner Gunst befestigte, je höher er sie als eine tugendhafte Frau achtete, desto lebhafter zeigte sich seine alte Sinnlichkeit. Er trug ihr seine Liebe förmlich an; sie bat um Schonung; er ward zudringlicher, sie ehrfurchtsvoller und entschlossener. Als er nicht abließ, nahm sie zu religiösen Gründen ihre Zuflucht, und stellte ihm vor, daß der Zorn des Himmels wegen seiner Ausschweifungen zuverlässig über seinem Haupte schwebte, und daß sie wenigstens nicht zu dem Unglücke beitragen wolle, welches Frankreich wegen seines Königs über lang oder kurz treffen müßte.

Zu einer andern Zeit würde Ludwig vielleicht erwiedert haben: Lassen sie das meine Sorge seyn, und thun was ich will; jetzt aber, da die Schwachheit des Körpers, als eine Folge der Ausschweifungen und der zunehmenden Jahre, ihn theils furchtsamer, theils ernsthafter gemacht hatte, und diese Art tugendhafter Liebe den Reiz der Neuheit bei sich führte, endigte sich die vorgespiegelte Widerstandsscene mit Bewunderung der hohen Tugend seiner bejahrten Geliebten. Er fing an sich zu überreden, daß ein guter Geist, als solcher, schon in diesem Leben, eine Art von Glückseligkeit schmecken könne, die er bisher nicht gekannt hätte, die aber doch sehr entzückend seyn müsse, weil sie die Maintenon der Sinnenlust vorziehe, für welche Andere ihm bisher alles aufgeopfert hatten. Als ihn die Maintenon auf einem solchen Wege sah, eröffnete sie ihm mit immer steigendem Nachdruck die Höllenpforten, um sein bewegtes Gemüth immer mehr zu fesseln. Sie betrog sich auch nicht. Ludwig erzählte diese geheimen Ermahnungen der Königin, die sich darüber freute, daß er wenigstens jetzt eine fromme Dame liebte, da er einmal ohne Nebenneigung nicht leben zu

können schien. Sie trug gern dazu bei, daß der König die Maintenon zur Dame d'atour bei der ersten Dauphine, einer baierischen Prinzessin, ernannte.

62.

So lange indessen die Montespan am Hofe lebte, war es noch immer möglich, daß die alte Leidenschaft gegen sie, in das Herz des Königs zurückkehrte. Man mußte also die gegenwärtige Stimmung des Königs nützen, um sie auf eine gute Art vom Hofe zu entfernen. Aber wie sollte man das bei einer so heftigen Frau bewerkstelligen? Die Maintenon erfand einen Ausweg, bei welchem man sich über die Person, die ihn vorschlug, über die Person, die man zur Ausführung brauchte, und über den König, der es billigte, verwundern muß, nämlich die Mutter durch den Sohn zu stürzen. Der Herzog von Maine, Ludwigs natürlicher Sohn von der Montespan, der die Maintenon mehr liebte als seine Mutter, ob er gleich von dieser sehr geliebt wurde, wollte seine Mutter, deren Gegenwart ihm, als Sohn, oft lästig wurde, vom Hofe entfernt wissen. Das wußte die Maintenon. Sie gab ihm also den Rath, sich zu seiner Mutter zu begeben, und ihr vorzustellen, daß des Königs Neigung für sie sichtbar abnehme. Neben andern Ursachen möchte wohl die Sättigung des Königs das Meiste zu dieser Gemüthsveränderung beitragen. Er glaube daher, es gebe für sie jetzt kein sichererers Mittel, die Zuneigung des Königs wieder zu gewinnen, als wenn sie auf eine kurze Zeit, ganz unerwartet den Hof verlasse. Die Sehnsucht des Königs werde sie ohne Zweifel bald zurückrufen.

63.

Ein solcher Handstreich war zu genau auf den heftigen und stolzen Charakter der Montespan berechnet, als daß er seine Wirkung hätte verfehlen können. Sie

schrieb an den König, daß sie sich vom Hofe entfernen würde, und als sie keine Antwort erhielt, reiste sie ab. Sogleich ließ der Herzog von Maine ihr ihre Habseligkeiten nach Paris nachschicken, und jetzt bemerkte sie erst, daß sie mit aller Klugheit in die Falle des Listigern gefallen sei.

Die arme Marquise konnte sich so leicht nicht an die Entfernung vom Hofe gewöhnen. Sie begab sich zwar in das schöne Erziehungshaus, welches sie zu Paris in den Tagen ihres Glücks für junge Mädchen hatte erbauen lassen, um da in feinen und kostbaren weiblichen Geschäften unterrichtet zu werden. Allein die innere Unruhe trieb sie mehrere Jahre lang in verschiedenen Gegenden umher, ehe sie sich auf längere Zeit in diesem Hause niederließ.

Nachdem sie endlich die Liebe zur Welt überwunden hatte, und keine Hoffnung vor sich sah, je wieder auf ihrem vormaligen Schauplatze zu erscheinen, so wählte sie sich einen Gewissensrath, und fing die gewöhnlichen Bußübungen an, die ihr der Beichtvater vorschrieb. Eine seiner ersten Forderungen war, ihrer geheimen Anhänglichkeit an den Hof zu entsagen, und sich nicht mehr mit der Hoffnung zu schmeicheln, wieder dahin zu kommen. So schwer es ihr ward, dieses zu bewilligen, so entschloß sie sich doch dazu. Sie bewies gegen alle ihre Kinder mehr Liebe, als sie je in den Tagen ihres Glücks bewiesen hatte, den Herzog von Maine ausgenommen, den sie lange Zeit gar nicht sah. Am meisten überhäufte sie ihren Sohn von Montespan mit Zärtlichkeit, da sie ihn doch einst ganz stiefmütterlich behandelt hatte.

64.

Das beträchtlichste Opfer, welches der Beichtvater von ihr verlangte, war, an ihren Mann zu schreiben, ihn um Verzeihung zu bitten, und sich ihm als reuige Gattin wieder anzubieten. Auch dazu verstand sie sich endlich. Sie schrieb an ihn in den demüthigsten Ausdrücken, und that ihm den Vorschlag, entweder zu ihm nach Gui-

enne zurückzukehren, oder sich an einen andern Ort zu begeben, den er ihr vorschreiben würde. Er ließ ihr aber sagen, er wolle sie nicht bei sich haben, ihr nichts vorschreiben, oder von ihr reden hören. Als er bald darauf starb, trauerte sie um ihn als Wittwe, führte aber nie wieder sein Wappen oder sein Livree. Uebrigens scheint er auch gerade nicht unter die Menschen von großer Herzensgüte gehört zu haben, sondern ein Mann von dem Schlage gewöhnlicher Hofleute gewesen zu seyn. Die Herzogin von Orleans charakterisirt ihn mit einem Zuge, den wir hersetzen wollen. „Er war nicht viel nutz, er that nichts als spielen. Es war possirlich zu sehen, wenn er und sein Sohn Anton mit Madame d'Orleans und Madame la Duchesse spielte, und er diesen Prinzeissinnen, so seine Kinder sein sollten, gar höflich mit Händeküssen die Charten gab. Es kam ihm selber possirlich vor, er sah sich um und lachte allezeit ein wenig."

65.

Seit dem Tode ihres Mannes ward sie eine vollendete Büßerin. Sie fing an, alles was sie hatte, den Armen zu geben, arbeitete viele Stunden des Tages für sie, richtete ihren Tisch sehr frugal ein, und verdoppelte ihre Fasten und Gebete. Strenge waren ihre Kreuzigungen; ihre Hemder und Bettücher von der allergröbsten Leinwand, ob sie gleich unter feinen versteckt wurden. Armbänder, Kniegürtel und Leibgurt, die sie beständig trug, waren mit eisernen Spitzen versehen, welche ihr oft Wunden verursachten. Auch ihre Zunge bekam einen Theil von der strengen Buße.

66.

Bei alle dem behielt sie immer das königliche Ansehn, das ihrem Ehrgeize einst so sehr geschmeichelt hatte, bei. Wenn sie einmal in ihrem Lehnstuhle saß, so stand sie selbst vor der königlichen Familie nicht auf, und sie

war auch in ihrer Einsamkeit von einer Menge Personen umgeben, welche ihr, nach wie vormals, die Aufwartung machten. Mit jedem sprach sie wie eine Königin, von welcher es eine Ehre ist angeredet zu werden; sie selbst gab nie Besuche. Sie theilte reichliche Almosen aus, stattete arme Mädchen aus, und als sie wenig mehr wegzuschenken hatte, suchte sie arme Personen wenigstens zu verbinden.

Von ihrem nahen Ende sprach sie immer, ohne krank zu seyn, und ohne einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Von der Furcht des Todes ward sie so geplagt, daß sie alle Nächte einige Weiber hielt, welche bei ihr wachen mußten. Ihre Bettvorhänge waren aufgezogen, im Zimmer brannten eine Menge Lichter, und von ihren Wärterinnen verlangte sie, daß sie dieselben bei jedem Erwachen scherzend, spielend oder essend anträfe. Sie starb den 7. Mai 1702 in einem Alter von 67 Jahren, und behielt ihre Schönheit bis an ihren Tod.

67.

Die Königin starb im Jahre 1683 vom Könige und dem Hofe aufrichtig bedauert. Nachdem sich der König als Trauernder einige Tage zu St. Cloud aufgehalten hatte, lebte er für den Winter in Fontainebleau, und auf einen weit freiern Fuß mit der Maintenon als bisher. In diesem Winter ward nach dem Berichte des Herzogs von St. Simon, der König mit der Maintenon, die ihn bisher immer in den Schranken des Anstands erhalten hatte, heimlich getrauet. Des Königs Beichtvater, la Chaise, las die Messe, Bontems Gouverneur von Versailles, der erste vertrauteste Kammerdiener des Königs, der seine Liebschaften besorgte, bediente den Messelesenden; Harlay, Erzbischof von Paris, Louvois und Monchreveuil waren Zeugen. Dem Erzbischofe und Louvois hatte der König das Versprechen geben müssen, daß er diese heimliche Heirath nie deklariren wolle. Von jetzt an führte die Maintenon ihr eignes Wappen und wohnte in Versailles in derselben Etage, den Zimmern

des Königs gegen über, und der König brachte täglich unausgesetzt einige Stunden bei ihr zu. Ihre Gesellschaft ward ihm 32 Jahre lang unentbehrlich. Sie konnte ihn sehr angenehm unterhalten, und verließ nie gegen den König den Pfad der tiefsten Ehrerbietung und Unterwürfigkeit, den Ludwig an jedem, mit dem er umging, gern sah, und ausdrücklich verlangte.

68.

Sie gab fast gar keine Besuche, und nahm selten dergleichen an, außer von dem schon gerühmten Herzoge von Maine, den sie wie ihren Sohn liebte, und von einigen der vornehmsten Personen, welchen sie etwa Verbindlichkeit hatte, oder die sie der Etikette gemäß sehen mußte. Wir müssen hier eine Beschreibung von der Lebensart dieser, durch das Schicksal so ausgezeichneten Frau geben. Sie stand ziemlich früh auf, und gab geheime Audienzen, welche meistens Werke der Mildthätigkeit oder geistliche Angelegenheiten betrafen. Schon um 8 Uhr oder noch früher, ging sie zu einem von den Ministern, die selten etwas ohne ihr Vorwissen verhandelten, besonders der Kriegs= und Finanzminister. Die meisten Morgen brachte sie in St. Cyr zu. Da speisete sie etwa mit einer Freundin auf ihrem Zimmer, las und beantwortete eine Menge Briefe, ließ sich geheime Nachrichten geben, und beschäftigte sich mit den Klöstern, welches ihre Lieblingsneigung war. Sie wollte die Mutter der Französischen Kirche vorstellen, und über die vornehmsten Seelenhirten, über die Vorsteher frommer Stiftungen, über Aebte und Aebtissinnen herrschen. Aber da sie sich, nach Art der Weiber, allzusehr ins Einzelne vertiefte, so kostete ihr das eine Menge Zeit und Mühe, gab zu Verwirrungen und Zögerungen Anlaß, und am Ende geriethen die Entscheidungen schief und kleinlich, und der Gang des Ganzen ward aufgehalten.

69.

An den Tagen, wo sie nicht zu St. Cyr war, besuchte sie der König des Morgens auf eine Stunde oder etwas länger, und da waren sie allein. Des Nachmittags besuchte er sie auf längere Zeit, aber da waren sie selten allein, weil sich entweder die Minister der Reihe nach einfanden, um dem Könige etwas vorzutragen, oder Spielgesellschaft oder Musik war: gegen neun Uhr speisete sie ganz einfach allein, in Gegenwart des Königs, und ging zu Bette, ohne daß sich der König in seiner Arbeit stören ließ. Um zehn Uhr ging er selbst zu Tische. Sie besuchte ihn nur, wenn er krank war oder medizinirte.

70.

Ob sie gleich im Innern des Pallasts für die Königin galt, so behielt sie doch immer gegen die Damen vom ersten Range eine Art Ehrerbietung bei, das heißt, sie ließ ihnen den Vorrang, auch wenn sie von ihnen genöthigt ward. Selbst gegen Damen von geringem Range trat sie zurück, und nahm ihren Platz erst nach vielen Weigerungen ein. Aber jedermann der ihr vorging, wußte, daß er in Absicht auf den König gegen sie ein unbedeutendes Einschiebsel sei. Sie kleidete sich immer reinlich und gut, aber stets älter als sie nöthig gehabt hätte.

71.

Während der König mit den Ministern arbeitete las sie oder stickte, aber sie hörte alles, was gesprochen wurde weil man stets laut redete. Sie sagte selten etwas ungefordert. Fragte sie aber der König, welches oft geschah, um ihre Meinung, so antwortete sie immer mit der größten Behutsamkeit, und so, als ob sie sich weiter nicht für die Sache interessirte, ohngeachtet sie schon von jedem

Minister im Voraus wußte, was vorkommen würde, und bereits ihre Meinung gesagt hatte, die der Sache gewöhnlich den Ausschlag gab. Eben so unterrichtete sie auch meist die Minister im Voraus von den Gesinnungen des Königs, so weit sie dieselben wußte, und setzte sich dadurch in den Stand ihre Maßregeln zu nehmen. So ward ein Theil dem andern nothwendig, nur hatte die Maintenon als Weib bei dem Könige den Vorsprung.

72.

Es ist unterhaltend genug zu erfahren, wie die Verbündeten den König handhabten, um ihre Absichten zu erreichen, und ihn doch in dem Wahne zu erhalten wußten, als regiere er alles allein. Wenn der König gleich selbst auf die Person fiel, die man befördern wollte, so blieb der Minister da stehen, und die Sache kam zu Stande. Fiel der König auf andre, so machte der Minister bemerklich, daß ihm noch dieses und jenes schickliche Subjekt bekannt sei. Er nannte dann immer eine gewisse Anzahl, aber selten den zuerst, den er begünstigte. Man ging dann die Reihe durch, der Minister setzte an jedem etwas aus, das wenigste natürlich an dem Begünstigten. Nachdem man den König auf diese Weise unschlüssig gemacht hatte, ward gewöhnlich die Maintenon um ihre Meinung gefragt. Sie machte ein Kompliment, welches ihre angebliche Unfähigkeit auszudrücken schien, und meinte dann immer, daß man wahrscheinlich am meisten mit dem zufrieden zu seyn hoffen könnte, an dem sich der wenigste Tadel fände, das heißt, den der Minister wollte. Ihr Ausspruch galt gewöhnlich, und drei Viertel von den angesehensten Ehrenstellen wurden durch ihre bescheidenen Gemeinsprüche besetzt.

73.

Selten merkte der König das verdeckte Spiel. Aber

einigemal hatte man es doch nicht fein genug angefangen, und da setzte sich sein Stolz dem Willen der Minister und der Maintenon steif entgegen. Er pflegte dann zu sagen: der hat den Fuchsschwanz streichen wollen, und es wird nicht seine Schuld seyn, wenn er einem Verwandten, oder einer Kreatur der Frau von Maintenon den versprochenen Dienst nicht geleistet hat. Etliche Fälle der Art machten die Maintenon so behutsam, daß sie sich selten für jemand interessirte, und noch seltner jemand ihren Beistand versprach.

74.

Sie hatte alle Ursache Ludwig zu schonen, da sie in möglichst kurzer Zeit ihr Lieblingsprojekt, sich als Königin von Frankreich deklarirt zu sehen, durchzusetzen wünschte. Sie genoß wirklich selbst in Rücksicht auf Ludwigs Familie, königliche Ehre. Bei den Promenaden in Marly war sie in einer Sänfte eingeschlossen, um den Luftzug zu vermeiden, während daß der König neben ihr herging, sich bückte, und den Hut abnahm, wenn er mit ihr sprach. Im Lager bei Compiegne, war ihre Sänfte von dem ganzen Hofe umringt; die Dauphine saß auf einer der Tragstangen, und der König stand neben der Sänfte, um der Maintenon mit der größten Höflichkeit alle Erklärungen zu geben, die sie begehrte. Es gnügte ihr nicht einmal mehr, blos königlich behandelt zu werden, sie wollte auch den Titel und hatte wirklich schon den König so weit gebracht, daß er im Begriff stand, die Vermählung zu deklariren. Zum Glücke erfuhr es Louvois durch seine Spione noch zeitig genug, begab sich in größter Eil zum Könige, erinnerte ihn an sein Versprechen und an das Aergerniß, welches ganz Europa daran nehmen würde, warf sich ihm zu Füßen, und ließ dieselben nicht eher los, bis der König aufs neue versprach, die Heirath geheim bleiben zu lassen. Der Erzbischof von Paris erhielt am folgenden Tage dasselbe Versprechen mit weniger Schwierigkeit.

75.

Die Maintenon, welche mehrere Tage lang der gewünschten Erklärung vergeblich entgegen gesehen hatte, erfuhr durch ihre Spione Louvois gewagte Handlung, und schwur, ihn zu stürzen, was es ihr auch kosten sollte. Hätte der Tod Louvois nicht befreit (er starb wahrscheinlich an Gift), so wäre er als Opfer ihrer Rache gefallen. Denn er starb gerade den Tag vorher, als er gefangen gesetzt werden sollte. Auch dem Erzbischof bereitete sie den Fall und der Verdruß darüber brachte ihn drei Jahre nach Louvois Tod unter die Erde.

76.

Nach dem Tode ihrer Feinde hatte sie noch einmal die Aussicht, erklärte Königin von Frankreich zu werden; allein dießmal besprach sich der König darüber mit den berühmten Bischöfen Bossuet und Fenelon, die beide ihm abriethen, wobei es denn auch blieb. Die Maintenon hielt es nun fürs Beste, gute Miene zum bösen Spiele zu machen; aber wir werden bei Ludwigs Tode eines Zuges von ihr Erwähnung thun, welcher beweist, daß sie es ihm nicht vergeben hatte. Ueberhaupt ward sie mit zunehmenden Jahren viel eigensinniger und empfindlicher. Was ihr heute gefiel, gefiel ihr morgen nicht; was sie heute gebilligt hatte, mißbilligte sie morgen. Wahrscheinlich wollte sie andere entgelten lassen, was sie hätte verschulden müssen.

77.

Ihre Leute mußten sehr eingezogen, still und sittsam leben, und gegen jeden eine gewisse Demuth affektiren; sie durften selten ausgehen und keine Besuche annehmen, und wenn sie lange genug sich gezwungen hatten, so war das Glück, das sie ihnen verschaffte, sehr mäßig. Blos

die alte Magd, welche im Wittwenstande mit ihr in einem Zimmerchen gewohnt hatte, genoß ein größeres Ansehen; sie war ihre Vertraute in häuslichen Angelegenheiten, und hatte mit die Aufsicht über die Stiftung von St. Cyr, und sogar über die Herzogin von Burgund, die in ihrem eilften Jahre nach Frankreich kam. Diese alte Person, welche sich wie ihre Herrschaft kleidete, dieselben in Mienen, Ausdrücken und Haltung des Körpers nachahmte, war am Hofe hoch geachtet, und machte sich eben so selten wie ihre Gebieterin. Die Prinzessinnen schätzten sich glücklich, sie sprechen und umarmen zu können, und die Minister ließen es an tiefen Verbeugungen nicht fehlen. Daß demungeachtet die Maintenon mit diesem ihren Schatten den Spottvögeln des Hofs im Stillen manchen Genuß zubereitet habe, wird der Leser ohne mein Erinnern vermuthen.

78.

Ludwig war gelehrig und handelte immer nach Modifikationen; er ließ sich nie in Untersuchen religiöser Gegenstände ein; er beobachtete die kirchlichen Gebräuche gewissenhaft, und handelte gut, so lange es der Politik und seinen Neigungen nicht entgegen war. Er erlaubte sich aber Treulosigkeit, Bedrückungen, Verschwendung, Wollust, Ehebruch, wenn ihn dazu Politik oder Neigung trieb; er bereute seine Sünden als Mensch, und beging sie ohne Zögerung als Fürst. In derselben Zeit, da er im Ehebruch mit der Montespan lebte, hielt er der Frau eines Offiziers, welche sich eben dieses Lasters schuldig gemacht hatte, eine nachdrückliche Strafpredigt. In den Fällen, wo er Handlungen begehen wollte, die seinem innersten Gefühle widersprachen, z. E. bei den schrecklichen Verfolgungen der Hugenotten, fragte er seinen Beichtvater um Rath, und da dieser sie ihm als Pflicht vorstellte, antwortete er: thue ich Unrecht, so habt ihr es zu verantworten.

79.

Wir wollen nun die Berichte der Zeitgenossen über diesen Zug in seinem Charakter vernehmen, und wir werden sehen, daß sich alles aus jenem zusammengesetzten Manöuvre seiner Erzieher erklären läßt, scheine es auch noch so inkonsequent zu seyn. Er hat, wie St. Simon erzählt, keine Messe in seinem ganzen Leben versäumt, ausgenommen ein einzigesmal bei der Armee, am Tage eines großen Marsches, auch keinen Fasttag überschritten, außer bei Unpäßlichkeiten, denen er doch nur selten unterworfen war. Einige Tage vor den Fasten hielt er gewöhnlich bei seinem Aufstehen den versammelten Hofleuten eine kleine Rede, worin er erklärte, daß er das Fleischessen, unter welchem Vorwande es auch sey, sehr übel nehmen würde, zugleich befahl er dem Grand Prevot, ihm darüber ungesäumt Rapport abzustatten. Eben so verbot er, daß die, welche Fleisch äßen, zusammen äßen, oder das gekochte oder gebratene besonders lecker zubereiteten. Man nahm sich deßhalb sowohl am Hofe, als in Paris sehr in Acht, da der Polizei-Lieutenant auch darüber seine strenge Anweisung hatte, und so leicht niemand durchließ. In den letzten Jahren hielt der König zwar die große 46tägige Fasten nicht mehr, aber er ließ sich doch wenigstens seine Fleischportion sehr knapp zuschneiden. Die Regeln, die er sich vorschrieb, mußte sich auch sein Hof, ohne Widerrede, gefallen lassen.

80.

Nicht nur besuchte er die Kirchen an den gewöhnlichen Sonn- und Festtagen, sondern er fehlte auch in der Fasten- und Adventszeit in wenigen Predigten, und wohnte den Andachtsübungen in der Charwoche, den Prozessionen am Frohnleichnamsfeste, am heiligen Geistes-Ordenstage und an Mariä Himmelfahrt stets bei.

In der Kirche war er sehr andächtig, und hielt darauf, daß beim Sanktus jedermann auf die Kniee fiel und liegen blieb, bis der Priester kommunicirt hatte. Das geringste Geschwätz und Geräusch nahm er sehr übel. Er kommunicirte jährlich fünfmal: in der Charwoche, vor Pfingsten, vor Mariä Himmelfahrt, vor Allerheiligen und Weihnachten. An diesen Tagen durfte bei der Messe keine Musik seyn. Er ging an solchen Tagen auch in die Vesper, und war nachher mit seinem Beichtvater zusammen, um sich mit ihm zu unterhalten, besonders um ledige Pfründen zu vergeben, welches außer dieser Zeit selten geschah. — An den Kommuniontagen sprach er nicht gern von Geschäften. Am grünen Donnerstage bediente er nach hergebrachter Weise die Armen bei Tische. In der Messe betete er den Rosenkranz (das einzige Gebet, was er wußte) immer knieend. An den Jubeljahresfesten machte er Stationen zu Fuß.

81.

Mit diesen regelmäßigen Uebungen glaubte Ludwig allen Forderungen seines Gewissens Gnüge geleistet zu haben, und bekümmerte sich um das Uebrige nicht viel. Die Herzogin von Orleans sagt in ihren Briefen: „Man kann in der Religion nicht einfältiger seyn als der König war. Was ihm die Pfaffen sagten, das glaubte er, als ob es von Gott geredet wäre, denn er hat in seinem Leben kein Wort in der Bibel gelesen, und wußte nichts anders, worin die Religion bestünde, als was ihm seine Beichtväter sagten. Sie hatten ihm weiß gemacht, in Religionssachen wäre nicht erlaubt zu raisonniren, man müßte die Vernunft gefangen nehmen, um selig zu werden. Er hat aber das Fluchen abgeschafft, welches in Frankreich sehr gemein war.

82.

Eine solche Einfalt in einer so wichtigen Sache, konnte nicht so unschädlich seyn, wie bei einem Privatmanne, ja sie mußte in der Hand boshafter Menschen ein furchtbares Werkzeug werden, Millionen unglücklich zu machen, und sie ward es in der Hand eines Louvois, einer Maintenon, eines le Teller, des königl. Beichtvaters aus der Gesellschaft des heil. Ignatius von Lojola.

Um der Ehre willen that Ludwig in frühern Jahren alles, und in spätern aus Furcht vor den Höllenstrafen. Er gab seine Zustimmung zur Bekehrung der Hugenotten. Man nahm Anfangs zu gelinden Mitteln seine Zuflucht, und entzog ihnen unter allerlei Vorwand verschiedene Kirchen, oder erschwerte ihnen das Aufbauen neuer; man verbot die gemischten Heirathen; man entführte den Eltern ihre Kinder, um sie in der katholischen Religion zu erziehen, man schloß sie nach und nach von öffentlichen Aemtern, sogar von den Zünften der Künstler und Handwerker aus; man warb für Geld geitzige oder schlechtdenkende Menschen, zum Uebertritt zur katholischen Religion an, wovon man dem Könige monatlich ein Verzeichniß vorlegte.

83.

Doch dieses letztere Mittel ward für einen prächtigen Hof, der stets mehr brauchte, als er einnahm, in die Länge beschwerlich, und nun wagte man einen Schritt, der die Gemüther empörte: man befahl nemlich durch ein Edikt, daß die Kinder der Reformirten im 7ten Jahre angehalten werden sollten, ihre Religion abzuschwören, und nahm sie den Eltern mit Gewalt weg. Widersetzten sich diese, so legte man ihnen Soldaten ins Haus, denen man erlaubte, sich mit aller Insolenz zu betragen, die ihnen beliebte.

84.

Auf diesen Schritt wanderten bereits im Jahre 1681 eine Menge Familien aus Poitou Saintonge und den benachbarten Provinzen, aus, welche wegen ihres Fleißes und ihrer sinnreichen Geschicklichkeit in England, Holland, Dänemark, und Deutschland mit offnen Armen empfangen wurden. Um dieses zu verhindern, ward die Galeerenstrafe auf das Auswandern gesetzt. In dem Maaße, als dadurch die Erbitterung von Seiten der Reformirten zunahm, wuchs auch die Strenge von Seiten der herrschenden Parthei. Man sperrte ihre Kirchen unter unbedeutendem Vorwande, man vernichtete Testamente, die zu Gunsten der reformirten Geistlichkeit gemacht waren; man verbot den kalvinischen Lehrern, Kinder in die Kost zu nehmen, man belegte die Prediger mit Abgaben, man zwang die angestellten Protestanten in königlichen Diensten ihre Aemter niederzulegen, die einzelnen Neckereien nicht zu rechnen.

85.

Diese Behandlung brachte endlich in verschiedenen Provinzen thätigen Widerstand hervor. Darauf hatte man gerechnet, das hatte man gewollt. Man wußte, daß Ludwig zu allem zu bewegen war, wenn es schien, als sei sein königliches Ansehen in Gefahr. Die armen Protestanten, die zu schwach waren, wurden geschlagen. Vier Geistliche, die an dem Aufstande Theil hatten, wurden geräder, zehn zum Strange verurtheilt, dem sie nur durch die Flucht entgingen. Jetzt konnte man Ludwig bereden, durch seine Soldaten zu vollenden, was Geld und Zwang bisher nicht hatten ausrichten können. Man bildete ihm ein, daß seine Soldaten sich nur zeigen dürften, um dem Werke, zu seinem unsterblichen Ruhme, die Krone aufzusetzen, daß seine bloßen Befehle schon den kecksten Widerstand entwafnen würden. Er gab demnach gegen das Ende des Jahres 1684 seine Einwilligung zu

den berüchtigten Dragonaden, so genannt, weil unter den Französischen Truppen sich die Dragoner am meisten durch schlechte Disciplin und Ausschweifungen auszeichneten.

86.

Man fing damit an, daß man die Gränzen besetzte, und die auswandernden Flüchtlinge wie das Wild zurück trieb. Dann zogen Haufen Soldaten mit entblößten Schwertern in den Provinzen umher, einen Priester an ihrer Spitze, der das Kreuz trug, die Familien durch Trommelschlag zusammen berief, und von ihnen verlangte, daß sie ihre Lehre abschwören sollten. Wer nicht erschien, dessen Haus wurde gestürmt und geplündert, die Geräthe auf die Straße geworfen, und die Waaren um ein Spottgeld verkauft. Wer nicht abschwören wollte, ward den Soldaten Preis gegeben, die mit ihm machen konnten, was sie wollten, nur daß sie ihn beim Leben lassen mußten. Voltaire fährt nach seiner unverschämten Weise über die Grausamkeiten hinweg, die begangen wurden, indem er blos sagt, daß man mit verschiedenen Personen so hart verfahren habe, daß sie davon sterben mußten. Ungefähr auf gleiche Weise schreiben mehrere andere Schriftsteller. Aber durch dieses Verdecken der Geschichtschreiber findet eben das Laster so leicht Gelegenheit, blos unter der Gestalt des Fehlers zu erscheinen, und also nicht den Abscheu zu erregen, den es zum Heil der Menschen erregen soll.

87.

Die Geschichte, wenn sie diesen Namen verdienen soll, weiß nichts von der Höflichkeit und Galanterie. Sie muß das Laster bei seinem rechten Namen nennen, und die Tugend nicht durch Sophistereien verdächtig machen.

Hier sind also einige Beispiele von den teuflischen Grausamkeiten, welche die königlichen Truppen verübten, um Ludwig als Vertheidiger des Glaubens zu krönen. Wenn die Unglücklichen nicht abschwören wollten, so prügelte man sie viehisch, und schrie dazu: in die Messe, oder schlagt die Hunde todt. Man hing Männer und Weiber mit den Haaren oder Füßen an die Decke des Zimmers, und räucherte sie mit nassem Heu, bis sie es nicht mehr aushalten konnten; wollten sie noch nicht widerrufen, so wiederholte man die Marter. Man riß ihnen die Haare einzeln vom Schopf und aus dem Barte, bis sie kahl waren, man band ihnen Stricke um die Arme, und tauchte sie wiederholt in Sümpfe, man schnürte sie rückwärts zusammen, und goß ihnen so lange Wein in den Hals, bis sie den Gebrauch der Sinne verloren und versprachen katholisch zu werden; man führte sie mit Zangen so lange an der Nase im Zimmer herum, bis sie schwuren; man brennte, schnitt und stach sie; man ließ sie binnen acht Tagen keinen Augenblick schlafen; man hielt ihnen kupferne Kessel über den Kopf, und schlug so lange auf dieselben los, bis der schmetternde Schall die Unglücklichen um den Gebrauch ihrer Sinne brachte. Die Prediger wurden am meisten gemißhandelt, und es starben ihrer viele unter Henkershand. Die Soldaten nothzüchtigten Weiber und Töchter, erpreßten alle Vorräthe der Unglücklichen oder verdarben sie, rissen die Kirchen nieder, und schleppten eine Menge Unglücklicher auf die Galeeren.

88.

Zum Ueberfluß ward im Jahr 1685 Heinrichs berühmtes Edict von Nantes noch aufgehoben, und der barbarischen Verfolgungssucht Thor und Thür geöffnet. Die neuesten Untersuchungen haben gezeigt, daß sich Ludwig zu dieser Machthandlung vornehmlich durch die Vorspiegelung habe verleiten lassen, als seyen die Reformirten fast alle bekehrt, jenes Edict also überflüssig und

für die Zukunft gefährlich. Wir wollen es zu Ludwigs Ehre glauben, da diese Sache ihn wenigstens einigermaßen entschuldigt. Der alte Kanzler, eine der kältesten Seelen, die je Reiche geplagt haben, soll bei Unterzeichnung jenes Widerrufs sich der Worte Simons bedient haben: „Herr nun lässest du deinen Diener in Friede fahren.“

89.

Auf dieses Edict gingen binnen drei Jahren mehr als 30,000 Familien aus Frankreich. Denn obgleich die Gränzen nach wie vor militärisch besetzt waren, so gab es doch Wachen genug, die sich bestechen ließen, und ganzen Haufen von Flüchtlingen die Gränzen öffneten. Sie hatten immer Nachfolger, und so brachten sie ihre Künste, Manufakturen, und großentheils auch ihre Reichthümer zu den Fremden, besonders in das nördliche Deutschland. Frankreich verlor in mäßiger Zeit auf eine halbe Million seiner schätzbarsten Einwohner. Viele Offiziere wanderten nach Holland; der Prinz von Oranien hatte ganze Regimenter emigrirter Hugenotten. Eine Kolonie siedelte sich sogar auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung an. Die, welche man auf der Flucht ertappte, wurden in die Gefängnisse gelegt, oder auf die Galeeren geschmiedet, einige Hundert schiffte man in die westindischen Colonien. Diejenigen, welche ihre Religion aus Furcht, Ueberredung oder Schmerz verändert hatten, wurden mit Strenge zu Besuchung der Messe angehalten, und wenn sie sich weigerten, wie das oft geschahe, zum Tode verurtheilt. Die, welche die letzte Oehlung nicht empfangen hatten, wurden auf einer Schleife zum Schindanger gezogen. Einige ausgewanderte Prediger, welche trotz des Verbotes wieder zu ihren verlornen Heerden zurückgekehrt waren, wurden gehangen oder gerädert. Dem ungeachtet dauerte diese Partei in Frankreich fort, und blieb auch immer stark genug, um

einst unter fremden Beistande ihre Ketten wieder abzuwerfen, ja in den Sevennischen Gebirgen brach im Jahre 1707 ein wirklicher Aufruhr aus, der einige Jahre mit schrecklicher Grausamkeit fortgeführt wurde.

Ludwig starb am 1. September 1715.

BIBLIOTHEK
URG

Bibliothek

des

Frohsinns,

oder

10,000

Anekdoten, Witz- und Wortspiele, Travestieen und Parodien, Epigramme, Räthsel, humoristische Aufsätze und Curiosa aller Art,

in Prosa und Versen,

redigirt von

Prof. Dr. J. M. Braun.

Mit Königl. Würt. Privilegium.

IIte Section.

Zweites Bändchen.

Stuttgart 1839.
Franz Heinrich Köhler.

einst unter fremden Beistande ihre Ketten wieder abzuwerfen, ja in den Sevennischen Gebirgen brach im Jahre 1707 ein wirklicher Aufruhr aus, der einige Jahre mit schrecklicher Grausamkeit fortgeführt wurde.

Ludwig starb am 1. September 1715.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braun, J. M.

Bibliothek des Frohsinns, oder 1000 Anekdoten, Witz- und Wortspiele, Travestieen und Parodieen, Epigramme, Räthsel, humoristische Aufsätze und Curiosa aller Art in Prosa u. Versen
Bd.: I. Sect.,4

Stuttgart 1838

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 537 -I,4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259291-9